Glattfelden

und

Gottfried Kellers Grüner Heinrich

Inaugural-Dissertation
der h. philosophischen Fakultät
(I. Sektion) der Universität Zürich
zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Fritz Hunziker
aus Zürich

Genehmigt auf Antrag von Prof. Dr. A. Frey

Zürich 1911
Buchdruckerei H. Schatzmann, Horgen-Zürich

Glattfelden

und

Gottfried Kellers Grüner Heinrich

Inaugural-Dissertation
der h. philosophischen Fakultät
(I. Sektion) der Universität Zürich
zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Fritz Hunziker
aus Zürich

Genehmigt auf Antrag von Prof. Dr. A. Frey

Zürich 1911
Buchdruckerei H. Schatzmann, Horgen-Zürich

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit – sie führte ursprünglich den Titel „Dorf und Dorfsitte im Grünen Heinrich" – entstand auf Anregung meines verehrten Lehrers, Prof. Dr. Adolf Frey; ihm bin ich auch für eine Reihe wertvoller Mitteilungen und Ratschläge zu herzlichstem Dank verpflichtet.

Naturgemäß waren mehrfach Nachforschungen und Informationen in Glattfelden selbst erforderlich; bei diesen Exkursionen unterstützten mich in freundlichster Weise – sei es durch Beiträge aus dem Schatz persönlicher Erinnerung, sei es durch genaue Orts- und Sachkenntnis – Herr Pfarrer Bühler; Herr Lehrer Hans Meier; Frau Barbara Keller in Glattfelden; Herr Heinrich Moser in Zürich III.

Herr Walder, Zivilstandsbeamter, und Herr Keller, Gemeindeschreiber, gewährten mir Einsicht in das Archiv und die für mich wichtigen Dokumente der Gemeinde.

Gelegentliche Mitteilungen verdanke ich Herrn Prof. Dändliker † in Küsnacht, Herrn Prof. Meyer von Knonau in Zürich V, Herrn Prof. P. Schweizer in Zürich V, Herrn Prof. Rud. Hunziker in Winterthur, Herrn Pfarrer Wind in Jonen und Herrn Dr. E. Scheuchzer in Eglisau.

Herzlicher Dank gebührt an dieser Stelle vor allem auch Herrn Dr. Hermann Escher, dem Präsidenten der Kommission zur Verwaltung des Gottfried Keller-Nachlasses, der mir gütigst die Durchsicht des Nachlasses und die Reproduktion einzelner Skizzen und Briefe daraus gestattete, sowie den Herren H. Appenzeller und V. Escher-Züblin in Zürich V für ihre Winke und Auskünfte bei der illustrativen Ausstattung.

Zürich, im April 1911.

Fritz Hunziker.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis
der
Illustrationen und Reproduktionen.

Druck und Reproduktionen:
Buch- und Kunstdruckerei Hans Schatzmann Horgen-Zürich

Einleitung.

Wege und Ziele der Arbeit.

„Das höchste Verständnis eines Dichters wäre erreicht, könnte man den Inbegriff der Bedingungen in ihm und außer ihm aufzeigen, unter denen die sein Schaffen bestimmende Modifikation des Erlebens, Verstehens, Erfahrens entsteht, und den Zusammenhang umfassen, der von ihr aus Motiv, Fabel, Charaktere und Darstellungsmittel gestaltet, vermöchte man dann seine Eigenart nach ihrer Stärke und ihren Grenzen durch Vergleichung mit der Anderer aufzuklären."
(Wlh. Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung.)

In dem schönen Gemälde, das der „Grüne Heinrich" vor den Augen des Lesers entrollt, treten einzelne Partien von besonderer Anmut hervor. Es sind die Kapitel, die den jungen Heinrich Lee im Heimatdorf zeigen und die mit der stimmungsvollen „Flucht zur Mutter Natur" eingeleitet werden.

Mit diesen Episoden der großen Konfession Gottfried Kellers beschäftigt sich die vorliegende Arbeit.

Gottfried Keller hat sich während seiner Jugendzeit zu wiederholten Malen kürzere oder längere Zeit im Geburtsort seiner Eltern, in dem zürcherischen Dorfe Glattfelden, aufgehalten. Die Glattfelder Tage sind von größerer Bedeutung für das Schaffen des Dichters geworden, als man wohl gemeinhin annimmt. Vor allem wurzeln in ihnen die eingangs erwähnten Szenen des „Grünen Heinrich", aber auch mancher Zug in den „Leuten von Seldwyla", manches lyrische Motiv stammt aus dem stillen Dorf an der Glatt und seiner reizvollen Umgebung.

Das Heimatdorf des Heinrich Lee ist das Heimatdorf Gottfried Kellers; die muntere Dorfwelt, in der uns jener vorgeführt wird, geht

Anmerkung: Die Verweise auf Baechtold beziehen sich auf die vierte Auflage seines Werkes; die auf den „Grünen Heinrich" und die „Gedichte" auf die 45.–49., resp. 27.–31. Auflage.

in manchem auf die zurück, in der sich der junge Meister Gottfried zeitweilig herumtrieb.[1])

Diese Tatsache weist klar auf den engen Kontakt von Erlebnis und Dichtung hin, der hier vorliegt. Das ist keine neue Entdeckung: der Dichter selbst hat sich in diesem Sinne des öftern geäußert; Jakob Baechtold wies in seiner Keller-Biographie darauf hin.

Jede echte Dichtung ist das Produkt und der Ausdruck äußerlicher oder innerlicher Erlebnisse. Die Psyche des einen Dichters reagiert mehr auf diese, die des anderen mehr auf jene. Die Fähigkeit des Erlebens ist jedem Menschen in höherem oder geringerem Grade verliehen; die Kunst des Dichters besteht darin, diese Erlebnisse künstlerisch zu verwerten, dichterisch zu erleben. In der Form, wie er das tut, liegt seine Eigenart.

In diesem Sinne will die Arbeit ein Beitrag zur Charakteristik Gottfried Kellers sein. Sie untersucht an Hand eines abgegrenzten Stoffgebietes den Zusammenhang zwischen dem Erlebten und dem Ausdruck des Erlebten, der Unmöglichkeit allerdings bewußt, allen Faktoren nachgehen zu können, welche die dichterische Phantasie eines so scharfen, gedächtnisstarken Beobachters und eminent schöpferischen Talents angeregt oder beeinflußt haben. Das Erlebte wird repräsentiert durch Kellers Aufenthalte in Glattfelden, der Ausdruck des Erlebten durch die kongruenten Partien im „Grünen Heinrich".

Es ist also zunächst das Erlebte festzustellen und die Frage aufzuwerfen: Wie mag jene dörfliche Welt, der der Dichter seine Eindrücke und Anregungen verdankt, ausgesehen haben? Was für Dinge und Menschen traten in seinen Gesichtskreis und wirkten auf ihn ein?

Darin besteht ein Teil der Aufgabe; man kann ihn den historischen nennen. Es wird gleichsam nach Quellen geforscht, wenn auch nicht nach gedruckten, wie es Nußberger in seiner feinen Studie „Der Landvogt von Greifensee und seine Quellen" tut.[2]) Die Quellen, um die es sich im vorliegenden Fall handelt, sind im Leben und Erleben des Dichters zu suchen. Sie liefern ungefähr den Rohstoff jener Szenen, die des Dichters Hand zum Kunstwerk schuf. (Kap. I.)

---

[1]) Gottfried Keller ist bekanntlich in Zürich geboren; der Ausdruck „Heimatdorf", auf ihn bezogen, ist daher nur im Sinne der „bürgerlichen Heimat" aufzufassen.

[2]) Dr. Max Nußberger: Der Landvogt von Greifensee und seine Quellen Frauenfeld, Huber & Co.

Im zweiten Teil wird den Spuren der Glattfelder Eindrücke im „Grünen Heinrich" nachgegangen und festgestellt, in welcher Gestalt sie hier wiederkehren. So treten sich gleichsam zwei Bilder gegenüber, ein Rezeptionsbild und ein Reproduktionsbild. Jenes repräsentiert das Erlebte, dieses den Ausdruck des Erlebten. Damit ist Anfang und Ende der künstlerischen Tätigkeit festgestellt.

Das Reproduktionsbild wird in mancher Hinsicht anders aussehen als das Rezeptionsbild; einzelne Faktoren weisen Wandlungen auf oder sind zu ganz neuen Gebilden komponiert worden. Die Art dieser Wandlungen und Neuschöpfungen läßt einerseits Schlüsse zu auf die Intentionen und im weiteren Sinne auf die Individualität des Dichters; anderseits charakterisiert sie die Natur seines Schaffens und weist auf die Quellen und Einflüsse hin, in denen es wurzelt. Wir untersuchen das Schaffen des Dichters. Dieses ist aber nur der äußere Ausdruck seiner Persönlichkeit.

Wenn so ein flüchtiger Blick in das geheimnisvolle Dunkel der Werkstatt des Poeten fällt, so geschieht es nicht aus Neugier, sondern um ein klares Bild von seiner Eigenart zu erhalten (Kap. II).

Das Dorfbild im „Grünen Heinrich" weist auf einen anderen Meister in der Verwertung dieses Milieus hin — Jeremias Gotthelf. Der gemeinsame Boden, auf dem sich die beiden hier treffen, legt eine kurz gefaßte Parallele nahe. Das Dorf und die Bauern des Zürchers Keller und das Dorf und die Bauern des Berners Gotthelf sind zwei verschiedene Dinge. Aus der Art, wie dasselbe Milieu von den beiden Dichtern verarbeitet wird, läßt sich Trennendes, aber auch Gemeinsames ermitteln, Spezifisches ihrer Kunstübung — unter diesem Gesichtspunkt wenigstens — definieren (Kap. III).

Das ist in kurzen Zügen das Programm der vorliegenden Arbeit. Wenn es ihr gelingt, dem dichterischen Porträt Gottfried Kellers diesen oder jenen Strich beizufügen, so ist ihr Zweck erfüllt.

Und in diesem Sinne will sie keineswegs eine analytische, sondern eine synthetische Arbeit sein, ein kleiner Baustein zu dem großen geistigen Denkmal, das Liebe und Verehrung dem Dichter errichten.

I.

Glattfelden.

Glattfelden — Geschichte — Das heutige Dorf — Die Beziehungen Gottfried Kellers zu Glattfelden — Seine Aufenthalte in Glattfelden — Der Oheim und seine Familie — Die drei Besuche Kellers von 1832, 1834, 1845 — Eindrücke — Das damalige Dorf — Die Bewohner — Sitten und Gebräuche — Die Verwandten Kellers — Spillmann — Der Menschenschlag — Die Landschaft — Anregung.

* * *

Tagtäglich trägt das Dampfroß Hunderte an dem einsamen Bahnhof von Glattfelden vorüber. Nur wenige sind sich bewußt, daß das bescheidene Dorf im Nordwesten des Kantons Zürich im Leben und Schaffen unseres größten Schweizerdichters einmal eine Rolle gespielt hat. Nur wenige grüßen zum Fenster hinaus den kleinen Fluß, der sich unten in dem schmalen Tal dahinschlängelt, die ferne Kirche, deren Turm wie verschämt über den Hügelrücken hinüberguckt, und weihen dankbar Meister Gottfried einige Minuten der Erinnerung.

Glattfelden ist das Heimatdorf Gottfried Kellers. Das Schicksal hat hier ein wundersames Spiel gespielt. Keine halbe Stunde entfernt, klebt am grünen Ufer des Rheins das alte Eglisau, der Stammsitz der Hirschen-Meyer, welchem Geschlecht Conrad Ferdinand angehört. So wurzeln die beiden Dichter, als künstlerische und menschliche Persönlichkeiten so verschieden geartet, in letzter Linie im gleichen Boden.

Die Gegend, wo Glatt und Rhein sich treffen, ist an Geschichte reich.

Helveter hausten hier und bebauten den harten Boden. Wohl ging ihr Sehnen nach fruchtbareren Gefilden, nach dem sonnigen Gallien, allein die eiserne Faust Cäsars zwang sie in die alte, rauhe Heimat zurück. Römische Legionen marschierten nach und brachten das Land in ihre Gewalt. Der Rhein repräsentierte fortan die römische Grenze gegen Norden, gegen die räuberischen Alemannen; sein Südufer bildete eine Kette von römischen Festungen. Eine Militärstraße zog sich von Vindonissa, dem Herzen des unterjochten Landes, nach Ad fines (Pfyn); eine

andere führte von Aquae (Baden) über Kloten nach Glattfelden und Eglisau. Römische Wachttürme erhoben sich östlich und westlich von Glattfelden, auf dem Rheinsberg und bei Weiach.

So traten zwei Kulturen miteinander in Berührung: die einfache, rustikale der Helveter und die entwickelte, ja luxuriöse der Römer, deren Villen im Lande zerstreut lagen.

Das Fundament der Römerherrschaft war nicht fest gefügt. Die Anstürme der Alemannen mehrten sich, bis das Bollwerk am Rhein nicht mehr standzuhalten vermochte. Wie ein wilder Strom brachen die germanischen Horden herein; das Land wandelte sich zur Einöde, in der erst nach und nach wieder eine aus den spärlichen Resten der alten helvetisch-römischen Bevölkerung und den alemannischen Eindringlingen zusammengesetzte Einwohnerschaft sich niederließ. Die dortigen Bauern sind demnach ursprünglich wohl ein Mischprodukt aus keltischen, romanischen und germanischen Elementen.

Die Alemannen waren ein rauher, zerstörungslustiger Stamm; trotzdem wirkten sie für die heutige Kultur grundlegend. Gemeindewesen und Ackerbau legen vielfach Zeugnis davon ab.

Das Mittelalter brachte Glatevelden (so erscheint der Name des Dorfes erstmals in einer Urkunde von 1130) von neuem wechselvolle Schicksale. Mit dem benachbarten Eglisau kam es unter die Herrschaft der Grafen von Thengen und wurde von diesen an die Stadt Zürich verkauft. Anfänglich der Vogtei Kyburg zugeteilt, fiel es später an die Vogtei Eglisau. Im Schloß des alten Rheinstädtchens residierte von 1795–1798 der letzte Landvogt — auch ihm hat Gottfried Keller ein unvergängliches Denkmal gesetzt — Salomon Landolt.

Größere nnd kleinere Stürme brausten in der Franzosenzeit über das Dorf dahin; der größte wohl, als es einmal die Beute der Oesterreicher wurde.

Heute hat Glattfelden seine alte Ruhe wiedergefunden. Dem Wanderer, der an einem schönen Sommertag dem Dorfe zustrebt, bietet es ein Bild tiefen Friedens. Der Charakter ist der eines großen Bauerndorfes; die paar Fabriken unten an der Glatt vermögen diesen Eindruck nicht zu zerstören.

Der Weg führt über eine Art Hochebene, die die Ortschaft anfänglich verbirgt. Einzig der Kirchturm verrät ihre Existenz. Plötzlich taucht sie auf, in dem engen Tal an die rechte Berglehne hingeschmiegt. Links strebt wie eine glänzende Silberschnur die Glatt dem nahen Rheine zu.

Schon eine flüchtige Wanderung läßt deutlich zwei Teile des Dorfes erkennen: Ober- und Unterdorf; das Bindeglied bildet die Kirche. Die Häuser stellen ein buntes Gemisch dar. Neben alten, baufälligen stehen frisch herausgeputzte, weißgetüncht, mit braunen Riegeln. Dickbauchige, mit gebrochenen und geschweiften Giebeln in der Art des französischen Stils reihen sich an schmälere, mit dem einfachen, hohen Dachstuhl des zürcherischen Bauernhauses. Nicht selten sind an den Hauswänden kleine, von Alter und Wetter geschwärzte Holzlauben angeklebt. Manche Häuser weisen einen sonderbaren Mischtypus von Wohnhaus und Scheune auf; sei es, daß der vordere Teil die Wohnräume, der hintere die Scheune birgt, sei es, daß der bewohnbare Teil in den untern Stockwerken, die Scheune aber im Dachstock untergebracht ist.

Die Strohdächer freilich, die im vergangenen Jahrhundert das Dorfbild belebten, sind dem modernen Geist zum Opfer gefallen.

Eigentümlich muten unter den bäuerlichen Gebäuden zwei alte Patrizierhäuser an, der „Hof" und der „Steinhaufen". Letzterer war ein Herrensitz, in dem ehemals die Zürcher Junker, zum Jagen und Fischen versammelt, hausten. Lavater soll zeitweilig hier Herberge genommen haben.

Ganz in der Nähe steht das Geburtshaus von Gottfried Kellers Vater, einfach und schlicht wie die andern.

Die Kirche, ein alter, schmuckloser Bau, erhebt sich auf einer sanften Erdwelle. Die jetzige Gestalt verlieh ihr eine Hauptreparatur im Jahre 1701, doch ist schon 1355 ein Gotteshaus bezeugt. Ehedem leuchtete sie schneeweiß ins Land hinaus. Nun hat sie der praktische Sinn der Glattfelder mit einem unscheinbaren, graubraunen Gewand angetan und ihre Eingangstür mit einem mehr nützlichen als schönen Wellblechdach überdeckt. Der nicht allzu hohe Turm zeigt als Abschluß jene schlichte, einer Käseschnitte vergleichbare Form, die jedem Zürcher vertraut ist. Rings um die Kirche schmiegt sich der kleine Gottesacker mit ein paar alten Gräbern, von üppigem Gras fast völlig überwuchert.

Oberhalb der Kirche ragt, von hohen Bäumen umrauscht, das Pfarrhaus. Sauberer Mörtelaufputz verbirgt sein ehrwürdiges Alter; wurden doch seine Grundmauern im Jahrhundert der Reformation gefügt.

Mancher Leser des „Grünen Heinrich", der Glattfelden durchstreift, grüßt vertraulich die „Lee" und „Keller", die ihm von den Schildern der Händler und Handwerker entgegenwinken. Er glaubt, beim heutigen

Pfarrhaus angelangt, gleichfalls einen alten Bekannten aus dem Heimatdorf des Heinrich Lee vor sich zu haben, die Behausung des jagdlustigen Oheims und seiner munteren Töchter. Dem ist nicht so. Jene liegt ein paar Schritte unterhalb der Kirche, nahe der Glatt. Die vormals oft ungeberdigen Wasser sind heute in einen geraden Kanal gefaßt und derart gezwungen, mit ihrer überschüssigen Kraft die zwei, drei Fabriken längs des Ufers zu treiben.

Noch aber klingt das leise Murmeln der Wellen zu dem alten, schlichten Haus hinauf, das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der wackere und originelle Doktor Heinrich Scheuchzer mit seiner Familie bewohnte. Es ist Gottfried Kellers Oheim, in dem Onkel Pfarrer im „Grünen Heinrich" unschwer wieder zu erkennen. Zu ihm zog, stets freundlich eingeladen und willkommen geheißen, jeweils der junge Gottfried.

Zwischen den Familien in Glattfelden und Zürich herrschten Beziehungen, die, wenn sie auch äußerlich nicht gerade eng zu nennen waren, den Charakter treuen Zusammenhaltens trugen. Doktor Scheuchzer und die Mutter Gottfried Kellers waren Geschwister, hervorgegangen aus der Ehe des Chirurgen Johann Heinrich Scheuchzer mit einer Neuenburgerin, Anna Katharina Rägis. Während der Bruder bereits 1808 einen eigenen Hausstand gründete, verweilte die Schwester bis 1817 im Hause des Vaters, um dann dem Drechsler Rudolf Keller die Hand zum Ehebund zu reichen und mit ihm nach Zürich überzusiedeln.

Die Geschwister blieben in Verbindung. Doktor Scheuchzer pflegte alljährlich der Zusammenkunft der Aerzte in Zürich beizuwohnen und verfehlte selten, bei dieser Gelegenheit der Schwester einen Besuch abzustatten. Obst und Gemüsespenden aus dem wohlbebauten Garten des Doktorhauses, Teile der Jagdbeute des Bruders fanden, Dankbriefen nach zu schließen, hin und wieder den Weg in die Küche der Frau Elisabeth und bereicherten die nicht allzu üppigen Mahlzeiten des Drechslerpaares. Nach dem frühen Tode Rudolf Kellers stand der Bruder der jungen Witwe ratend und helfend zur Seite, übernahm die Vormundschaft über die beiden Kinder und kümmerte sich angelegentlich um die Erziehung und den Werdegang des Sorgenkindes Gottfried. Das Haus in Glattfelden stand den Kindern und der Mutter jederzeit offen; auch Regula und Frau Elisabeth hielten sich zeitweilig dort auf.

Noch in den Briefen nach München und Berlin vergißt Frau Keller fast nie, dem Sohne irgend eine Neuigkeit aus dem Dorfe oder Doktorhause mitzuteilen.

Rudolf Keller, der Gatte der Frau Elisabeth, war gleichfalls aus Glattfelden gebürtig. Doch hatte er das Dorf 1812, einundzwanzigjährig, verlassen und während der folgenden vier Jahre seine Lehr- und Wanderzeit im Ausland durchgemacht.[1]) Naturgemäß hatte die lange Abwesenheit den jungen Meister dem Heimatdorf etwas entfremdet, und die nachfolgende Übersiedlung nach Zürich war nicht dazu angetan, die gelockerten Bande wieder fester zu knüpfen. So bestand mit der Familie des Vaters nicht derselbe Kontakt, wie mit der der Mutter, umsoweniger, als Gottfried Kellers Großmutter väterlicherseits, Elisabeth Amberg, eine zweite Ehe mit einem Küfer Denzler eingegangen war.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß Gottfried Kellers Vater keine Beziehungen mehr mit seiner Heimatgemeinde unterhielt. Er war, trotz der räumlichen Entfernung, ein guter Glattfelder geblieben. Den besten Beweis hiefür liefert das Gedicht, das er auf den Berchtoldstag 1821[2]) verfaßte und zum Besten der Einwohner des durch ein Gewitter schwer geschädigten Dorfes auf den Zunfthäusern vortrug.[3])

Gottfried Keller leistete, durch zwiefache Bande mit Glattfelden verknüpft, den wiederholten Einladungen des Oheims Scheuchzer mit Vergnügen Folge. Ein Aufenthalt auf dem Lande, im freundlichen Doktorhause, schien ihm jederzeit begehrenswert. Als Schüler fand er dort Erholung von den Mühen der Schule; als Maler und Dichter mancherlei Anregung für sein Schaffen.

Wann und wie oft Keller in Glattfelden war, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Nur von drei längeren Besuchen während seiner Jugendzeit liegt sichere Kunde vor.

Der erste fand im Jahre 1832 statt. Der dreizehnjährige Knabe durfte bei den Verwandten die Sommerferien zubringen. Schon damals jedoch war für die Schuljugend mit dem Genuß dieser angenehmen Institution eine unangenehme Konsequenz verbunden — der Ferienaufsatz. Ein solcher gibt uns Aufschluß über das Treiben und die Eindrücke des Ferienkindes.[4])

Der zweite Aufenthalt fällt ins Jahr 1834 — in ein Schicksalsjahr. Am 9. Juli 1834 war Gottfried Keller aus der Industrieschule, die er seit ihrer Eröffnung 1833 besucht hatte, weggewiesen worden.

---

[1]) Vgl. Baechtold, I. S. 1.

[2]) Zürcherischer Festtag, 2. Januar.

[3]) Abgedruckt Baechtold I. 415.

[4]) Abgedruckt Baechtold I. 417.

Mochte auch damals die harte und ungerechte Strafe dem Knaben nicht in ihrer ganzen Tragweite zum Bewußtsein kommen, so legte sie doch den Keim zu jenem tiefen Groll, der auch im „Grünen Heinrich" seinen Ausdruck gefunden hat. Mit einem Schlage vor die Wahl eines Berufes gestellt, hatte sich der junge Gottfried entschlossen, Landschaftsmaler zu werden. Und als der gegebene Ort, diese Tätigkeit zu beginnen, erschien ihm Glattfelden. Das Doktorhaus öffnete ihm wiederum gastlich seine Pforten.

Aus jener Zeit existiert ein kleiner Briefwechsel zwischen der Mutter und Gottfried. Leider haben sich von den Briefen des letzteren bloß zwei, die zudem an Kürze nichts zu wünschen übrig lassen, erhalten. Die sieben Schreiben der Mutter verraten ängstliche Sorge um den Knaben, noch gesteigert durch die Ungewißheit über seine Zukunft. Sie lassen manchen Rückschluß auf das Tun des jungen Malers zu.

Sichere und zugleich kostbare Beweise finden sich noch für einen dritten Aufenthalt Kellers im Heimatdorf. Es sind die Gedichte, die aus dem Spätsommer des Jahres 1845 stammen und einen wertvollen Bestandteil der Frühlyrik ausmachen. Motive und Datierung weisen darauf hin, daß sie in Glattfelden selbst entstanden sind.[1])

Keller war, das ist sicher anzunehmen, in seinen Jugendjahren mehr als diese drei Male zu längerem oder kürzerem Aufenthalt in Glattfelden.[2]) Anhaltspunkte gibt es dafür – wenigstens im Nachlaß des Dichters – nicht. Persönliche Zeugen aber, die Aufschluß geben könnten, weilen nicht mehr unter den Lebenden.

Der Oheim gehörte dem alten, stadtzürcherischen Geschlecht der Scheuchzer an. Schon sein Vater hatte sich jedoch in Glattfelden als Chirurg niedergelassen. Der Sohn ergriff gleich ihm den Beruf eines Arztes; in dieser Stellung zählte er naturgemäß zu den „Intellektuellen" des Dorfes. Ein tüchtiger Mann und klarer Kopf, gelangte er bei seinen Gemeindegenossen zu hohem Ansehen und erfreute sich allgemeiner Popularität. Seine Praxis reichte weit ins Aargauische und Badische hinein; in seinem bürgerlichen Leben bekleidete er verschiedene Bezirksbeamtungen. Der kleine „Doktor", wie Heinrich Scheuchzer von den Glattfeldern schlankweg genannt wurde, war seinem Wesen nach ge-

---

[1]) Vgl. Adolf Frey: Gottfried Kellers Frühlyrik. S. 17 f.

[2]) Vgl. Baechtold I, 43 . . . . und zog mit seinen Malergerätschaften und hinlänglichen Papiervorräten nach Glattfelden, das s e i t e i n i g e n Jahren das geliebte Ziel des Ferienkindes war.

wöhnlich kurz angebunden, trocken, eher etwas barsch; gleichwohl konnte er bei Gelegenheit einen guten, wenn auch hie und da derben Humor, eine brummige Jovialität zur Schau tragen.[1]) Die wenige Zeit, die ihm Berufs- und Amtspflichten übrig ließen, benutzte er, gleich den anderen Dorfbewohnern den nicht unansehnlichen landwirtschaftlichen Betrieb seines Hauswesens zu leiten.[2])

Scheuchzer war ein gewissenhafter Arzt, ein trefflicher Bürger und besorgter Vater; eine Leidenschaft jedoch war ihm eigen, die Jagdlust. Diese ging ihm über alles. Nicht umsonst ermahnten sich die Glattfelder scherzhaft gegenseitig, ja nicht zur Jagdzeit krank zu werden, weil es dann „keinen Doktor gäbe".

An dem jungen Neffen Gottfried fand der Onkel Doktor als an einer originellen, der seinen ein wenig verwandten Natur Gefallen. Diese Zuneigung seinerseits äußerte sich, abgesehen von den häufigen Einladungen, noch in andern Dingen. Bereitwillig stellte er sich z. B. als Kurator (Vormund) den Kindern zur Verfügung. Die Vormundschaft war mit allerlei Mühen und Unannehmlichkeiten verbunden, da infolge der Wiederverehelichung von Kellers Großmutter verschiedene Vermögens- und Erbstreitigkeiten auftauchten. Der Oheim war es auch, der der Mutter zuredete, den Wunsch des Sohnes zu erfüllen und ihn Maler werden zu lassen.

Der Neffe vergalt — so hat es wenigstens den Anschein — die Bemühungen des Onkels um seine Person weder durch allzuhäufige Korrespondenz, noch durch zu zahlreiche Besuche. Scheuchzer mochte dies empfinden und gab seinen Gefühlen einmal in einem charakteristischen Briefchen Ausdruck.[3])

---

[1]) Eine alte Glattfelderin nannte ihn mit einem gut zürcherischen Ausdruck „bautzig".

[2]) Mitteilung von Frau Barbara Keller in Glattfelden.

[3]) (Keller war nach fast siebenjähriger Abwesenheit nach Zürich zurückgekehrt.)

Hochgeehrter Herr!

Es hat mir zu seiner Zeit große Freude gemacht, Ihre Nachhausekunft zu vernehmen und zwar um so mehr, als Sie mir in Aussicht stellten, mich in meinen öfters traurigen Umständen zu besuchen.

Seit ich nicht mehr die Ehre habe, Ihre ökonomischen Angelegenheiten zu besorgen, habe ich eigentlich nichts mehr persönlich von Ihnen erfahren.



Glattfelden.

(zu Seite 11)

Doktor Scheuchzer lebte seit 1808 in glücklicher Ehe mit Regula Frey von Glattfelden. Sie muß eine überaus wackere, resolute und lebenslustige Frau gewesen sein, die ihren nicht kleinen Haushalt in Zucht und Ordnung zu halten wußte. Vermutlich hat sie der Gestalt der „Frau Regel Amrain“ den einen und andern Zug geliehen. Sie starb, sechzig Jahre alt, schon 1844, von den Ihrigen und weitern Kreisen tief betrauert. Dem Gatten waren noch dreizehn, durch Gesundheits- und Familiensorgen vielfach getrübte Jahre beschieden.

Das Doktorpaar umgab eine stattliche Schar von muntern Kindern. Die vier Söhne, Heinrich, Jakob, Sigmund und Fritz waren kräftige, lustige Burschen. Ihre zwei Schwestern, Elisabeth und Katharina, in Anlehnung an die vermutlich von der Großmutter her französisierten Namen Lisette und Caton gewöhnlich „Setti“ und „Gatung“ genannt, standen den Brüdern an Temperament nicht nach; besonders die letztere soll ein überaus frisches und übermütiges Mädchen gewesen sein.

Während heute das Haus unterhalb der Kirche, nahe an der Glatt, das die Doktorfamilie bewohnte, in seinem etwas verwahrlosten Zustand nicht allzu anziehend wirkt, gewährte es damals ein freundliches Bild. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ursprünglich als eine Art Fabrik (Seiden-Zwirnerei) eingerichtet, unterschied es sich zwar im großen und ganzen wenig von den Gebäuden der Umgebung. Eine gewiße Vornehmheit verlieh ihm, abgesehen von der stattlichen Größe, einzig eine kunstvoll geschnittene Buchsbaumhecke ringsum und ein gepflegter Garten, in dem, sorgfältig abgezirkelt, Spaliere von Birnbäumchen angepflanzt waren. So machte es, zwischen alten Bäumen, die längst der Axt zum Opfer gefallen sind, hervorlugend, einen recht

---

Ihre letzte Zuschrift ist eine Quittung von Ihnen, die Herausgabe Ihres Vermögens betreffend. Wenn ich daher in meiner letzten Zuschrift an Sie, von Freude allzu stark ergriffen, gegen Sie zu familiär gewesen bin, so werden Sie mir gütigst verzeihen; ich glaubte in meiner ländlichen Einfalt, mich noch so ausdrücken zu dürfen.

Ich habe mich nun aber leider überzeugt, daß Sie für einen Besuch bei mir eine gewisse Idiosynkrasie besitzen und Krankheiten dieser Art sind unheilbar. Um daher nicht überlästig zu sein, will ich auf einen Besuch von Ihnen verzichten und Sie der Unannehmlichkeit entheben, in meine Niederungen hinunter zu steigen.

Genehmigen Sie die Versicherung steter Achtung und Ergebenheit

Glattfelden, den 10. 7ber 1856. Joh. Heinrich Scheuchzer, Arzt.

behäbigen Eindruck. Drei Stockwerke enthielten die verschiedenen Stuben. Eine derselben zeichnete sich besonders aus durch ihre Größe und den prächtigen Kachelofen, sowie verschiedene alte Gemälde, die sie barg. Allerdings diente bloß die vordere Hälfte des langgestreckten Hauses Wohnzwecken; die hintere begriff die Räume für den landwirtschaftlichen Betrieb in sich. Beide Teile waren jedoch vermittelst Durchgangstüren verbunden; noch heute findet man sich plötzlich vom Gang auf den Heuboden versetzt. Diese merkwürdige Einrichtung war nicht bloß dem Scheuchzerschen Hause eigen; die Bauten der dortigen Gegend weisen sie mehrfach auf.[1])

Zum Inventar des Doktorhauses gehörten außerdem eine große Meute Jagdhunde, ein zahmer Marder „Hansi", ein zahmes Reh, alles lebendige Dokumente für die Jagdlust des Besitzers. Gegenüber ließ eine Mühle ihr emsiges Klappern ertönen.

Das war die engere Welt, in der jeweils zur Sommerszeit der junge Gottfried, der „Stadtvetter", auftauchte. Sein Erscheinen war stets ein Ereignis und verfehlte nie, besonders bei den Vettern und Basen, große Freude hervorzurufen. Ihm selber bot schon der mehrstündige Marsch, den der Weg von Zürich her erforderte, mannigfaches Vergnügen. Und er lehnte es auch keineswegs ab, den Reiz der Landschaft von einem munter dahinrollenden Bauern- oder Botenwägelein aus zu genießen, falls ihm dessen menschenfreundlicher Besitzer für kürzere oder längere Strecken Aufnahme gewährte.

Das war jedoch erst das Vorspiel der Freuden, die seiner beim Oheim warteten. Dem Stadtbuben behagte das Landleben wohl, und er tat sein mögliches, um es voll und ganz auszukosten. Die Freiheit und Ungebundenheit, die fröhlichen Vettern und Basen, die anmutige Gegend sagten dem jungen Gottfried zu. In mancher Hinsicht befand er sich im Doktorhause besser als daheim bei der Mutter. So ließ er sich auch bei Tische mit unverhohlenem Wohlgefallen und trefflichem Appetit die reichliche und ländlich kräftige Kost schmecken, die von den oft kärglichen Mahlzeiten der Frau Elisabeth verlockend genug abstach. Und die kleine Kammer, die er im zweiten Stockwerk als sein be-

---

[1]) Besonders originell gestalten sich die Verhältnisse, wo die Tenne unterm Dach lag und durch Falltüren mit dem Erdgeschoß in Verbindung stand. Da konnte es vorkommen, daß in der Stube plötzlich ein mächtiges Bündel Heu aus dem Boden auftauchte, um, an einem Seil langsam emporgezogen, wieder in der dunkeln Öffnung der Decke zu verschwinden.

scheidenes Logis angewiesen erhielt, fand er, mit ihrem Ausblick auf die vorüberfließende Glatt und die waldige Berghalde, sicher ungleich schöner als seinen Dachwinkel im alten Haus „zur Sichel“ in Zürich.

Oheim und Tante brauchten niemals zu besorgen, daß ihr Gast der Langweile zum Opfer fallen könnte. Der Herr Neffe wußte sich, im Gegensatz zur Schwester Regula, stets auf irgend eine Art und Weise die Zeit zu vertreiben.[1]) Die Vettern und Basen unterstützten ihn dabei nach bestem Vermögen und Können.

Im Ferienaufsatz von 1832 berichtet der Knabe selbst über das „wie“. Wir erfahren da von dem Hinmarsch, der in Begleitung des Vetters Heinrich über Rümlang, Niederglatt und Höri vor sich ging. Die Ankunft und der Empfang im Doktorhause werden geschildert; von der Großmutter wird erzählt, sowie von den Besuchen bei den andern Verwandten. Ferner ist von Ausflügen in die Umgegend die Rede, nach Rheinsfelden, Rüti, Aarüti, Weiach, Kaiserstuhl, Eglisau u. s. f. In Kaiserstuhl nahm vor allem der alte Turm des Knaben Interesse in Anspruch; in Bülach befremdeten ihn die vielen Wirtshausschilder. Auch Versuche in der Feldarbeit werden erwähnt; sie scheinen aber nicht befriedigend ausgefallen zu sein. Vermutlich reichten die Kräfte des Jungen nicht aus. Die naive Plauderei des kleinen Opus verrät bereits den zukünftigen scharfen Beobachter.

Sowohl am Anfang als am Ende des Aufsatzes gibt der Knabe seiner großen Befriedigung über den Aufenthalt Ausdruck: „So schwanden mir die Tage wie Minuten dahin“ und „übrigens hatte ich sehr viel Vergnügen und Unterhaltung in Glattfelden, so daß ich mir es nicht besser gewünscht hätte“. Bezeichnender Weise fährt er fort: „Aber nun muß ich auch wieder an die Heimreise denken, um die Schule, die ich so nötig habe, frisch und wohlversehen wieder anzutreten“.

Als sich Gottfried nach zwei Jahren wiederum in Glattfelden einfand, hatten sich die Pforten der Schule für immer hinter ihm geschlossen. Sein Aufenthalt sollte diesmal weniger der Erholung dienen, als vielmehr dem jungen Landschaftsmaler Gelegenheit zur Ausübung seiner Tätigkeit bieten. Er fand aber anscheinend Muße genug, daneben die Freuden des Landlebens zu genießen, sicherlich mehr, als der sorgenden Mutter lieb war. Das Schrot wenigstens, das er in dem einen der

---

[1]) Vgl. Adolf Frey: „Erinnerungen an Gottfried Keller“ S. 114 . . . . . . Selbst bei den Verwandten auf dem Lande, so bemerkte mir die Schwester, war es so langweilig, daß sie nicht begreifen konnte, wie es der Bruder dort aushielt . . .

zwei erhaltenen Briefchen von ihr erbat, benötigte er jedenfalls keineswegs zur Vervollständigung seiner Malutensilien. Er mochte es begreiflicherweise vorziehen, statt stundenlag an einem Fleck zu sitzen und zu zeichnen, mit Oheim und Vettern Wald und Flur zu durchstreifen und auf diese Weise Naturstudien zu treiben. Daß er gerade ein guter und treffsicherer Jäger war, ist füglich zu bezweifeln; tatsächlich hat er sich stets mit Freuden an diese Jagdgänge erinnert und noch in spätern Jahren den Wunsch geäußert, wieder einmal mit den Vettern auf die Birsch zu ziehen.[1]) Mit seinem Vetter Heinrich führte er als Staatsschreiber eine längere Korrespondenz wegen eines gerade pendenten Jagdgesetzes und holte sich dafür bei ihm Rat und Aufklärung.

Der neue Kunstjünger fand sich gut und nicht ohne einige Selbstgefälligkeit in seine Rolle. Er repräsentierte in dem bäuerlichen Milieu ein vornehmeres Element und war sich dessen wohl bewußt. Diesem Bewußtsein taten auch die halb spöttischen, halb erstaunten Blicke der Dorfbewohner, die bisweilen auf seinen großen Leinwandschirm und seine etwas phantastische künstlerische Tracht fielen, keinen Abbruch. Die Folge war ein gewißes flottes Auftreten, ein burschikoser Zug in seinem Wesen. So berichtete er wohl in aufschneiderischem Ton der Mutter und erzählte ihr von Jagden, Ritten, überhaupt von einem Herrenleben, das er in Glattfelden führe. Offenbar wollte er dadurch die ängstliche Frau, um sie mit der neuen Lage der Dinge auszusöhnen, überzeugen, daß der Beruf, den er gewählt, keineswegs unehrenhaft oder verächtlich sei, sondern im Gegenteil Ehre und zuvorkommende Behandlung eintrage.[2])

Jedenfalls gefiel es dem jungen Maler sehr gut bei den Verwandten. Er blieb auch dann noch dort, als das anhaltend ungünstige

---

[1]) Obige Äußerung stützt sich auf die Aussage einer Glattfelder Verwandten Kellers. Das „Jägerlis" war schon des Knaben Lieblingsspiel; er und die Scheuchzerbuben markierten dabei stets die Herren Jäger, während die übrige Dorfjugend die Hunde und das Wild repräsentieren mußte. Eigentümlich kontrastiert zur Jagdliebhaberei Kellers das Gedicht „Sonntagsjäger" (Gesammelte Gedichte I. 63) mit der Schlußstrophe:

Und als das Häslein ausgeschnappt,
Hab' ich es heimgetragen —
Doch freilich schon genug gehabt
Von Weidmanns Heil und Jagen.

[2]) Die Briefe Gottfrieds an die Mutter sind bekanntlich mit Ausnahme von zweien nicht erhalten. Die Antworten der Mutter (sie reichen von Anfang August bis 15. September) geben jedoch für ihren Inhalt manche Anhaltspunkte.

Wetter das Zeichnen im Freien zur Unmöglichkeit machte. Die Mutter war von dem langen „Studienaufenthalt" keineswegs entzückt. Sie hätte ihren Gottfried lieber unter ihren Augen gehabt und über seinem Tun und Lassen gewacht. Ahnungsvoll schreibt sie einmal:

„Diese Woche wirst du die schöne Natur wenig benutzt haben, und dafür bei Hause gearbeitet oder gar nichts getan haben — ich werde wahrscheinlich den größten Vorteil davon wieder an deinen Kleidern bemerken". Überhaupt findet sich fast kein Brief, der nicht irgend eine Mahnung enthält, sei es nun die, Sorge zu tragen zu den Kleidern, oder die, endlich einmal heimzukommen.

Auch die Nähe der Basen veranlaßte den Jüngling, obwohl ihre Necklust ihm zuweilen das Leben sauer machte und ihn ärgerte, keineswegs zu einer früheren Heimkehr, wie er denn überhaupt den Dorfschönen nicht feindlich gesinnt war. Einmal soll er – vermutlich anläßlich eines spätern Besuches – scherzend bekannt haben, in Glattfelden gebe es achtundzwanzig nette Kinder, die er gerne sehe.[1])

Immerhin weist ein altes Skizzenbuch Kellers Spuren dieses ungefähr sechswöchentlichen Aufenthaltes auf.[2]) Es enthält neben verschiedenen Waldpartien, Baumstudien ꝛc. zwei Skizzen, die allem nach das Innere der großen Stube im Scheuchzerhause und den alten Turm in Kaiserstuhl (denselben, von dem im Ferienaufsatz von 1832 die Rede war) wiedergeben sollten. Ferner ist aus diesen Tagen eine Bleistiftzeichnung erhalten, das Haus des Oheims mit einem Teil des Dorfes darstellend. Rechts im Vordergrund sieht man die Mühle, in der Mitte die kleine Brücke über den Mühlbach, links zwischen Bäumen das Scheuchzerhaus und im Hintergrund die Straße, die zur Kirche hinaufführt.[3])

Früher beherbergte die Behausung des Doktors selbst noch ein originelles Dokument der zeichnerischen Tätigkeit Meister Gottfrieds. Es stellte, mit Kohle auf eine Tür hingeworfen, den Kopf eines geistlichen Herrn mit Hörnern dar. Ein paar Verse unten dran gaben in nicht mißzuverstehender Weise Kellers Gefühlen gegenüber den Dienern

---

[1]) Mitteilung von Frau Barbara Keller.

[2]) Gottfried Keller-Nachlaß, Ms. G. K. 2. Die Zeichnungen sind zwar nicht ausdrücklich aus dem Jahr 1834 datiert. Motive und Manier deuten jedoch durchaus auf dieses Jahr hin.

[3]) Die Zeichnung befindet sich im Gottfried Keller-Stübchen in der Stadtbibliothek Zürich, links von der Tür, die ins Zwingli-Museum hinüberführt.

der Kirche Ausdruck.[1]) Vermutlich gehört jedoch dieses Produkt erst einem späteren Aufenthalte an.

Das nächste Mal, 1845, zog Gottfried Keller als Dichter im Heimatdorfe ein. Im Doktorhause hatte sich unterdessen manches verändert. Die Tante war 1844 gestorben, die ältere Base, „Setti", hatte sich nach Eglisau verheiratet, der junge Vetter Heinrich hatte sich gleichfalls dort einen eigenen Hausstand gegründet. Zwei weitere Vettern weilten auch nicht mehr in Glattfelden. Der eine hatte sich ins Ausland begeben, der andere studierte in Zürich Medizin. Die zweite Tochter, Katharina, lag mit ihrem Vater wegen eines Liebesverhältnisses im Streit. So war es in den alten und vertrauten Räumen stiller und einsamer geworden. Trauer über den Tod der Frau und Kummer infolge von Familienzwistigkeiten hatten den Oheim verschlossener und unzugänglicher gemacht. Der Gast war diesmal meistens auf sich angewiesen. Auch er selber war ein anderer geworden. Der kecke, burschikose Maler von 1834 hatte sich zum ruhigen, versonnenen Poeten gewandelt, welcher noch selbst wie über ein Wunder ob des reichen Liederquells staunte, der sich seit mehr denn Jahresfrist in seinem Innern erschlossen. Sein alter Hang jedoch, in Wald und Flur umherzustreifen, war geblieben. Aber er tat es lieber einsam, nicht wie früher als froher Jagdgeselle und in munterer Gesellschaft.

Er empfand es deshalb kaum als großen Verlust, daß die Vettern und Basen nicht mehr da waren. Jetzt zog es ihn mehr, lange Tage und Stunden im Wald, an der Glatt oder drunten am Rhein zu verträumen und seinem stillen Genießen poetischen Ausdruck zu verleihen. Juli, August und September weilte er in Glattfelden.[2]) Eine stattliche Reihe von Liedern ist als kostbare Ernte jener Tage geblieben.

Der Manuskriptband der Stadtbibliothek Zürich, welcher die Gedichte von 1844/45 enthält, zeigt bei dem Gedicht „Da rauscht das grüne Wogenband" (Gesammelte Gedichte „Gegenüber") den Vermerk: Glattfelden, 27. Juli 1845. Es folgen sechzehn weitere Gedichte, teils datiert,

---

[1]) Das diesbezügliche Verslein lautete:

Schwarz ist die Nacht,
Schwarz ist der Teufel,
Schwarz sind die Pfaffen
In heiliger Tracht.

(Mitgeteilt von Herrn Heinrich Moser in Zürich III.)

[2]) Keller war nicht nur, wie Baechtold annimmt, Juli und August in Glattfelden, sondern auch im September. Das beweist die Datierung von „Auf den Hügeln von Eglisau" und „Ein Tagewerk".

teils undatiert, die unzweifelhaft während des Glattfelder Aufenthalts entstanden sind. So „Auf der Landstraße“ (Gesammelte Gedichte „Auf der Landstraße“), datiert vom 30. Juli; „O Kirchhof, du erstarrtes Meer“, datiert August 1845; „An der Glatt“ (Gesammelte Gedichte „Am fließenden Wasser, I“), „Um die schönste der Wasserrosen“; „Ast in Ast und Kron' an Krone“ (Gesammelte Gedichte „Waldeslieder“); „Abendlied an die Natur“ (Gesammelte Gedichte „Abendlied an die Natur“); „Auf den Hügeln von Eglisau“, datiert vom 2. September 1845; „Jüngst stand ich mit dem Frühlicht auf“ (Gesammelte Gedichte „Ein Tagewerk“), datiert September 1845, und verschiedene andere. Freilich unterläßt es Keller bei den nachher folgenden, vom Oktober an datierten Gedichten, beizufügen „Zürich“, aber man fühlt auch so deutlich einen neuen Abschnitt heraus.

Die Mehrzahl dieser Lieder, sowie einige nicht im Manuskriptband der Stadtbibliothek aufgezeichnete, barg in schöner Zusammenfassung ein kleines Faszikelchen im Nachlaß der Frau Katharina Schulz, der Witwe von Kellers Freund Wilhelm Schulz. Adolf Frey hat es mit anderem in seiner Publikation „Gottfried Kellers Frühlyrik“ in Faksimile ediert.

Ferner befindet sich im Nachlaß Gottfried Kellers, den die Stadtbibliothek Zürich verwahrt, ein unscheinbares Taschenbuch, das allem nach zuweilen der Begleiter des Dichters in Glattfelden war, bestimmt, spontane Eingebungen und erste Entwürfe aufzunehmen und festzuhalten. Verschiedene Gedichte, die später in den Manuskriptband und in das Faszikelchen der Schulzschen Hinterlassenschaft übergingen, sind hier in ihren ersten Niederschriften – meistens allerdings rudimentär – erhalten. Dahin gehören „An der Glatt“, eine Strophe von „Auf den Hügeln von Eglisau“, „Um die schönste der Wasserrosen“, und verschiedene andere.[1]

---

1) Auf der Suche nach eventuellen Aufzeichnungen aus Glattfelder Tagen stieß ich bei der Durchsicht des Nachlasses zufällig auf dieses Büchlein. In Erinnerung an einen Passus in der Publikation Adolf Freys unterzog ich die mit Bleistift aufgezeichneten Gedichte einer näheren Prüfung und kam zum Schlusse, daß es sich um die ersten Niederschriften einiger Lieder des Sommers 1845 handle. Ich teilte meine Vermutung Prof. Frey mit, der sie bestätigte. Das Büchlein enthält auf den ersten Seiten (später folgen Aufzeichnungen der Jahre 1846–50) die Gedichte „An der Glatt“, „Um die schönste der Wasserrosen“, „Ich lag beschaulich„ (erste Strophe), „Im Weinberg von Eglisau“ (erste Strophe), dazu verschiedene Entwürfe, die in späteren Gedichten ausgeführt wiederkehren.

Wenn also Adolf Frey in der „Frühlyrik“ über die Manuskript-Bände der Stadtbibliothek schreibt: „Das sind die ersten für uns erreichbaren, aber schwerlich

In die gesammelten Gedichte von 1883 sind fast alle diese Glattfelder Produkte aufgenommen worden. Der Dichter mochte sie als Zeugen eines zwar kurzen, aber in mehrfacher Hinsicht glücklichen Lebensabschnitts schätzen. Doch auch der künstlerische Gehalt rechtfertigt ihre Aufnahme. Ein wichtiger Faktor in Kellers poetischem Haushalt erscheint in ihnen – wenn auch nicht zum ersten Mal, so doch gegenüber früher bedeutend verfeinert, vertieft – die Naturempfindung.

Abgesehen von der eigenhändigen Datierung Kellers weisen die Motive der Gedichte deutlich auf Glattfelden als Entstehungsort. Das Gedicht „An der Glatt" (später betitelt „Am fließenden Wasser") ist in dieser Hinsicht besonders sprechend. Der Wald, die murmelnde Glatt, der mächtig flutende Rhein, und nicht zuletzt der alte, kleine Friedhof sind die Elemente, die immer wiederkehren. „An der Glatt" ist wohl die Frucht eines an dem munteren Wasser verträumten Nachmittags; zu „Gegenüber" mag eine Wanderung längs dem Rheine Veranlassung gegeben haben.

Was Keller früher als Knabe unbefangen mit Freude betrachtet, was er als Maler mit den Augen des Landschafters gesehen hatte, das suchte er nun dichterisch zu erfassen, zu verarbeiten und zu gestalten. In den paar Liedern spiegelt sich gleichsam der Aufenthalt von 1845 wieder. Mancher Tag mag dem Dichter zerronnen sein, ohne positiven Erfolg, aber in gewissem Sinne dennoch köstlich, ganz so, wie es das Gedicht „Ein Tagewerk" schildert:

Vom Lager stund ich mit dem Frühlicht auf
Und nahm hinaus ins Freie meinen Lauf,
Wo duftiggrau die Morgendämmrung lag,
Umflorend noch den rosenroten Tag;
Mich einmal satt zu gehn in Busch und Feldern
Vom Morgen früh bis in die späte Nacht,
Und auch ein Lied zu holen in den Wäldern,
Hatt' ich zum festen Vorsatz mir gemacht.

Rein war der Himmel, bald zum Tag erhellt,
Der volle Lebenspuls schlug durch die Welt;
Die Lüfte wehten und der Vogel sang,
Die Eichen wuchsen und die Quelle sprang.

---

die ersten Niederschriften überhaupt", so wird diese Ansicht durch das genannte Büchlein bestätigt.



Haus des Oheims Scheuchzer; das Pfarrhaus im „Grünen Heinrich“.

(zu Seite 17)

Die Blumen blühten und die Früchte reiften,
Ein jeglich Gras tat seinen Atemzug;
Die Berge standen und die Wolken schweiften
In gleicher Luft, die meinen Odem trug.

Ich schlenderte den lieben Tag entlang,
Im Herzen regte sich der Hochgesang;
Es brach sich Bahn der Wachtel heller Schlag,
Jedoch mein Lied — es rang sich nicht zu Tag.
Der Mittag kam, ich lag an Silberflüssen,
Die Sonne sucht' ich in der klaren Flut
Und durfte nicht von Angesicht sie grüßen,
Der ich allein in all dem Drang geruht.

Die Sonne sank und ließ die Welt der Ruh',
Die Abendnebel gingen ab und zu;
Ich lag auf Bergeshöhen matt und müd',
Tief in der Brust das ungesungne Lied.
Da nickten, spottend mein, die schwanken Tannen,
Auch höhnend sah das niedre Moos empor
Mit seinen Würmern, die geschäftig spannen,
Und lachend brach das Firmament hervor.

Vom Osten wehte frisch und voll der Wind:
„Was suchst du hier, du müßig Menschenkind,
Du stumme Pfeife in dem Orgelchor,
Schlemihl, der träumend Raum und Zeit verlor?
Dir ward das Leichteste, das Lied gegeben,
Das, selbst sich bauend, aus der Kehle bricht;
Du aber legst dein unbeholfen Leben
Wie einen Stein ihm auf den Weg zum Licht!"

Sprach so der Wind? O nein, so sprach der Schmerz,
Der mir wie Ketten hing ums dunkle Herz!
Ein fremder Körper ohne Form und Schall,
So, deuchte mir, lag ich im regen All.
Und Luft und Tannen, Berge, Moos und Sterne,
Sie schlangen lächelnd ihren weiten Kranz;
Wie an der Insel sich das Meer, das ferne,
Brach sich an mir ihr friedlich milder Glanz.

Es war längst nicht das erste Mal, daß Keller im Buche der Natur poetisch zu lesen versuchte. Aber selten bisher sind ihm Lieder von solcher Unmittelbarkeit, von so feiner und doch kräftiger Empfindung gelungen, wie verschiedene, die dieser Aufenthalt gezeitigt hat. Offenbar tat es dem Dichter wohl, sich nach den mannigfachen, zum Teil politischen Tönen der Jahre 1843/1844 in ein neues und einheitliches Stoffgebiet zu vertiefen, in die anmutige Natur des Heimatdorfes.

Die Kunde von den Glattfelder Jugendtagen Gottfried Kellers ist dürftig. Sie zeigt in breiten Umrißen den Schüler, den werdenden Maler und Dichter; sie läßt dies und jenes von seinem Gebahren ahnen. Eines sicher — der junge Gottfried hatte seine Augen offen und sah, wo immer es etwas zu sehen gab. Und an Gelegenheit dazu fehlte es in Glattfelden wahrlich nicht — zumal nicht für einen Burschen aus der Stadt. Zu schauen, zu beobachten, darnach ging ja das Sehnen des Jungen, der zu diesem Zweck oft große Wanderungen, die ihn weit von der Heimatstadt wegführten, unternahm.[1])

Da war das geräumige Haus des Oheims mit seinen Stuben und Kammern, dem dämmerigen Dachboden, der Scheune und ihren Feldgeräten; da waren die vierfüßigen Freunde: „Hänsi", der Marder, das Reh und die Hunde. Da war die Mühle nebenan, deren Rad lustig klapperte, die nahe Kirche, zu der, vom Doktorhause aus gut sichtbar, Taufen, Hochzeiten oder Leichengeleite zogen. Da waren die Wiesen, Äcker und Felder, wo die Bauern ihrer harten Arbeit oblagen, das Dorf mit seinen Bewohnern, die Glatt, der Rhein, die Wälder und Berge der Umgegend.

Die Vettern und Basen zeigten sich immer bereit, die Bekanntschaft mit all' diesen Herrlichkeiten zu vermitteln. Sie krochen mit dem „Stadtvetter" von zu unterst bis zu oberst im Hause herum; sie führten ihn auf die Felder oder ins Dorf.

Die Ortschaft Glattfelden zählte damals in ungefähr hundertfünfzig Häusern an die tausend Bewohner.[2]) Sie repräsentierte, noch bedeutend ausgesprochener als heute, den Typus eines stattlichen Bauerndorfes. Erst in den fünfziger Jahren begann die Industrie ihren Einzug zu halten in Gestalt einer Bauwollspinnerei, die ein Fabrikant aus dem Oberland an der Glatt errichtete. (Allerdings war schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in dem nachmals Scheuchzerschen Hause eine kleine Seidenzwirnerei installiert gewesen). Das Dorf hatte noch nicht die jetzige weite Ausdehnung; es konzentrierte sich vornehmlich um die Kirche und den kleinen Gottesacker, der Alt und Jung die gemeinsame Ruhestätte bot.[3]) Nicht streng abgeschlossen, ohne Geländer und bestimmte Grabordnung, sah dieser, mit üppig wucherndem Gras und

---

[1]) Diese Mitteilung verdanke ich Prof. Frey.

[2]) 1836 zählte die Gemeinde 1098; 1850 1247 Einwohner.

[3]) Später wurde einige hundert Meter von der Kirche entfernt ein neuer Friedhof errichtet; auf dem alten begrub man fortan nur noch die Kinder.

hohen Sträuchern, eher einem verwilderten Garten ähnlich. Grabsteine waren nur vereinzelt, ein Kreuz, eine Immergrüneinfassung bildeten den einzigen Gräberschmuck. Zugleich diente der Friedhof als gangbarster Verbindungsweg zwischen Ober- und Unterdorf und nicht selten vergnüglich grasenden Pferden zur Weide. In einer Ecke stand das Armenhaus, in dem ein Schärlein unglücklicher Menschenkinder sein durch strenge Hausregeln und Gemeindeverordnungen nicht gerade verschöntes Leben fristete.

Die Häuser des Dorfes, vielfach ineinander gebaut, bestanden zumeist aus Fachwerk; nur wenige waren gemauert; unter diesen das Haus von Kellers Oheim, das Pfarrhaus und der alte patrizische „Hof“. Unter der Großzahl der mit Ziegeln gedeckten Gebäude ragten wie stumme Zeugen einer entschwundenen Zeit ein paar altersgeschwärzte Strohdächer heraus. Den Innenräumen, den Stuben, eignete, bei aller Einfachheit der Ausstattung und des Hausrates, dank der kleinen Fenster, der mächtigen Kachelöfen, der getäfelten Wände, Gemütlichkeit. Zu jedem Hause gehörte ein Stück Baum-, Gemüse- oder Wiesland, bald ringsherum, bald hinten oder vorne gegen den Fußweg gelegen. So zeigte das Dorf zwar einen geschlossenen Charakter, ließ aber die einzelnen Anwesen als solche deutlich erkennen.

Die Glatt floß noch uneingedämmt dem Rheine zu, von einer einzigen kleinen Brücke überjocht. Das gewöhnlich so harmlose Wässerlein konnte zum Schrecken der Ortschaft werden, falls anhaltender Regen oder Wolkenbrüche seine Fluten über die Ufer treten ließen. Eine „Glattgröße“ riß jeweils Brücken weg, überschwemmte die Wiesen auf weite Strecken mit Steinen, Schlamm und Geröll und bedeutete für die Dorfbewohner eine harte Heimsuchung.[1])

Glattfelden galt von jeher als wohlhabende Gemeinde; seine Pfarrpfründe stand eine Zeitlang in dem angenehmen Ruf, die bestbesoldete im ganzen Kanton zu sein. Die Bevölkerung gehörte durchweg dem Bauernstande an; Acker- und Weinbau, Viehzucht waren die Haupterwerbszweige. Kein Wunder, denn der dortige Grund ist fruchtbar und wohl geeignet, die Landwirtschaft einträglich zu gestalten.

---

[1]) So 1824, 1825, 1838. Meyer von Knonau (Der Kanton Zürich) sagt darüber:
„Sehr gefährlich für Glattfelden ist die Glatt, die bei anhaltendem Regen und Schneeschmelzen stark anschwellend an Brücken, Wehren und in den Wiesen großen Schaden anrichtet.“

Hart war von jeher die Arbeit der Bauern, wenn auch vielleicht nicht so hart wie anderorts; ihre Lebensführung bescheiden und kärglich.

Große Vergnügungen und Genüsse kannten sie nicht. Haushaltung, Nahrung, Gewandung waren äußerst einfach.

Bis Anfang der vierziger Jahre war das Dorf durch keine Straße mit den umliegenden Gemeinden verbunden. Die große Hauptverkehrsader zog sich von Zürich über Kloten, Bülach nach Eglisau und ließ Glattfelden links liegen. Erst 1842 erstellte der Staat ein Sträßchen von Winterthur über Rorbas nach Weiach. Aber auch so noch erhielt sich eine gewiße Abgeschlossenheit.

Friedlich in seiner Talmulde gelegen, auf zwei Seiten Bergschranken, ohne Ausblick auf eine Nachbarortschaft, blieb Glattfelden eine kleine Welt für sich. Und in dem Leben dieser Miniaturwelt erhielt sich mancher Zug und Brauch, der anderswo geschwunden oder doch weniger sorgfältig bewahrt erscheint. Damals, zur Zeit des jungen Gottfried Keller, noch bedeutend mehr als heute.

Leid und Freude zeitigen auch im harten und eintönigen Leben des Bauern charakteristische Aeußerungen.

Vor allem das Leid. Nahte einem Dorfgenossen der Tod, so füllte sich die Sterbekammer mit Verwandten und Bekannten, vornehmlich Weibern, die Sterbegebete murmelten. Während der auf den Tod bis zum Begräbnis folgenden Nächte hielt bei brennendem Licht ein Angehöriger bei der Leiche die Totenwache. Zur Stunde der Beerdigung versammelten sich die nächsten Leidtragenden in der Wohnstube und empfingen die lange Reihe schwarz gekleideter Frauen, die, eine nach der anderen, hereintraten, um ihrer Teilnahme Ausdruck zu geben. Das geschah durch einen Händedruck, vielfach mit den Begleitworten: „Gott ergetze Euch Eures Leides wegen Eurem verstorbenen . . . . . . !“[1]) Dieselbe Zeremonie fand nachher seitens der Männer statt, nur mit dem Unterschied, daß sie sich diesmal vor dem Trauerhause abspielte. Nachher formierte sich das Leichengeleite zum Zug. Es nahm daran weiblicher- und männlicherseits fast die ganze Einwohnerschaft teil, falls sich wenigstens der oder die Verstorbene einiger-

[1]) Den ganzen Vorgang nannte man „s'Leid ergetzen“. Auch das Zürcher Oberland kennt diese Sitte, wie Messikommer (Aus alter Zeit, Seite 153) berichtet. In der Stadt war bis vor etwa zehn Jahren bei öffentlichen Bestattungen ein ähnlicher Brauch üblich, das sogenannte „Chlöpfen“. In Glattfelden ist die Sitte seit ein paar Jahren verschwunden.

maßen allgemeiner Achtung erfreut hatte. Die Reihenfolge der Zugteilnehmer war streng geordnet und abgestuft. Unmittelbar hinter dem Sarge schritten die nächsten Familienglieder, „das Leid". Bei einer männlichen Leiche bildeten die Männer die zweite Gruppe, bei einer weiblichen die Frauen. Kränze und Blumenspenden zählten zu den Seltenheiten; wurden sie dargebracht, so waren sie aus dem Buchs am Mühlbach verfertigt. Einzig beim Tode einer Jungfrau flochten die Freundinnen einen bescheidenen Kranz aus Efeu oder Feldblumen und legten ihn auf den Sarg. In der Kirche hielt der Pfarrer die Leichenpredigt, sprach die Totengebete, verkündete die Personalien und erging sich in einigen kurzen Worten über das Leben und Wirken des Verstorbenen. Der mit einem kleinen Schieber versehene Sarg wurde in die Erde gesenkt; der erste Akt der Trauerfeier war zu Ende.

Der zweite bestand wesentlich aus dem Leichenmahl. Ursprung und Veranlassung dieses im Grunde genommen unsäglich rohen Brauches sind dunkel. Vielleicht ist er herausgewachsen aus der natürlichen Pflicht, die aus der Ferne hergekommenen Verwandten zu bewirten; vielleicht ist er der elementare Ausdruck der Siegesfreude des über den Tod triumphierenden Lebens gewesen. Daß die Sitte des Leichenmahles nur auf dem Lande, niemals in der Stadt zu finden ist, spricht für beide Vermutungen. (Auf dem Lande müssen die Leute zu einem Begräbnis oft weit herkommen; auch gibt der Landbewohner seinen Gefühlen offeneren und ungeschminkteren Ausdruck als der Städter.) Tatsächlich eiferte die Obrigkeit schon im sechzehnten Jahrhundert gegen die Leichenmähler.[1])

In den vierziger Jahren waren sie in Glattfelden noch durchaus gebräuchlich.[2]) Gewöhnlich verlegte man das Mahl, das mit der engeren und weiteren Verwandtschaft zusammen abgehalten wurde, ins Wohnhaus; reiche Familien dagegen rechneten es sich zur Ehre, einen großen Teil des Leichengeleites ins Gasthaus zu laden. Hier wurde ein tüchtiges

---

[1]) Jakob Stutz, der Zürcher Volksdichter, schildert in seiner Autobiographie „Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben" ein Leichenmahl im Zürcher Oberland: „Zum Leichenmahle fanden sich sehr viele Leute ein, worüber ich staunen mußte, daß wir so viele Vettern und Basen haben sollten. Weiß aber auch, wie einige Weiber, welche am Morgen beim Sarg und beim Grabe der Mutter sehr laut geweint haben, bei Tische nun auch sehr laut lachten. Eine derselben bekam aber endlich sogar das Trunkenelend."

[2]) Heute findet nur noch eine bescheidene Bewirtung der auswärtigen Trauergäste statt.

Essen aufgetischt und auch der Wein nicht gespart. Mochten sich die Köpfe gelegentlich auch erhitzen und an die Stelle der anfänglichen mehr oder weniger aufrichtigen Lobreden auf den Verstorbenen eine leichtere Unterhaltung treten, zu eigentlichen Ausschreitungen kam es höchst selten. Tanzereien vor allem waren nie üblich. Allein die Fortexistenz des Brauches an sich war manchen Leuten, den Geistlichen besonders, ein Dorn im Auge.

Von den Anlässen freudiger Natur wurden namentlich die Hochzeiten mit großem Pomp gefeiert. Eine richtige Bauernhochzeit nahm mindestens zwei Tage in Anspruch. Der erste, mit Böllerschießen eingeleitet, vereinigte Brautpaar und Gäste zur Trauung und zum darauffolgenden üppigen Hochzeitsmahl, bei dem es unter Assistenz von Musikanten hoch herzugehen pflegte. Am zweiten versammelten sich die Hochzeitsgäste von neuem und spazierten, bald mit, bald ohne Musikanten, zu Verwandten im Dorf, bis am Abend das tags zuvor begonnene Mahl wieder aufgenommen und beschlossen wurde. Auch gegen diese Lustbarkeit suchten Behörden und Geistliche von jeher einzuschreiten, um sie auf ein vernünftiges und würdiges Maß zu reduzieren; bis in jüngster Zeit freilich ohne großen Erfolg.

Die jungen Burschen und Mädchen des Dorfes wiederum hatten ihre besonderen Vergnügungen. Bei den Burschen erfreute sich namentlich das Nachtschwärmen großer Beliebtheit. In den Samstags- oder Sonntagsnächten zogen sie in größeren oder kleineren Gruppen im Dorf herum, allerlei Lärm und Unfug verübend. Dieser, zumeist derber und nicht immer harmloser Natur, überschritt in vielen Fällen die Grenzen der Schicklichkeit und gesetzlichen Ordnung. Raufereien, Schlägereien, Zusammenstöße der oft betrunkenen jungen Leute mit Burschen der Nachbardörfer waren die Folgeerscheinungen.

Der eine und der andere stahl sich wohl vom Schwarme weg und schlich znm Fenster seiner Schönen. Wehe ihm, wenn diese in einem Nachbardorf zu Hause war und er auf seiner Expedition von den dortigen Burschen erwischt wurde!

Den Mädchen bescherten die langen Winterabende eine althergebrachte, angenehme Unterhaltung, die „Lichtstubeten". Ein Schärlein Töchter, es konnte bis zu einem Dutzend sein, versammelte sich an einem Spätnachmittag mit ihren Spinnrädern abwechselnd in einem bestimmten Hause und arbeitete da, um ein Licht sitzend, bis spät in die Nacht hinein. Nicht selten fanden sich im Laufe des Abends junge Burschen

ein, bestrebt, durch Gespräch, Gesang, allerhand Kurzweil, ja Tanz den Jungfrauen die Zeit zu vertreiben. Begreiflicherweise spielte sich die Sache nicht immer in diesem idyllischen Rahmen ab; Kartenspiel und Trinken führten nur zu leicht Ausschreitungen herbei. Nicht ohne triftigen Grund suchten die behördlichen Organe die Sitte, die so oft zur Unsitte ausartete, mit allen Mitteln zu unterdrücken.[1])

Neckereien zwischen den Mädchen und Jünglingen waren sehr beliebt. Wußten sich die erstern der angriffslustigen Jungmannschaft einmal nicht mehr zu erwehren, so griffen sie, falls es sich um gute Bekannte oder Verwandte handelte u. a. zu folgendem drastischen Rachemittel. Sie suchten sich Eintritt in die Kammer des oder der Betreffenden zu verschaffen und verfertigten ein sogenanntes „Schlupfbett", d. h. die Leintücher wurden derart gefaltet, daß das Liegen mit gestreckten Beinen unmöglich war. So ist es bekanntlich auch dem necklustigen „Stadtvetter" Gottfried Keller ergangen.[2])

Manchen vergnüglichen Moment neben harter Arbeit verschaffte Alt und Jung die Erntezeit. Einmal die fröhlichen Zwischenimbisse, die „Znüni", die am Straßenbord auf einem Wagen oder Pflug eingenommen wurden und die erwünschten Anlaß zu zahllosen Foppereien uud Spässen boten. Dann das einfache ländliche Fest, das den Abschluß der Ernte krönte, die „Sichellegi", die das Schnittervolk zum fröhlichen Schmaus, Gesang und Tanz vereinte. Und wenn irgendwo im Dorf ein krankes Weib, ein einsames altes Mütterchen war, dem es an Arbeitskräften gebrach, seine Ernte zu bestellen, dann machten sich die jungen Burschen auf und heimsten ihm in stiller Nacht die Garben ein.[3])

---

[1]) Eine Zuschrift des Statthalteramtes an die Gemeinde Oberglatt in der Nähe von Glattfelden bekundet 1815: „Die traurige Erfahrung lehrt, daß in dergleichen Zusammenkünften nicht nur allerhand öfters sehr boshafte Verleumdungen, die Ehre und den guten Namen eines oder mehrerer Abwesenden gefährdende Gerüchte ausgeheckt und zur Verbreitung auf die Bahn gebracht werden, sondern auch unter den Anwesenden selbst allerhand schlüpfrige Zweideutigkeiten, die der sonst so leicht wankenden Tugend der jungen Leute gefährlich werden und sich allemal in ihren schädlichen Folgen zeigen, zur Sprache kommen." (Diener, Gesch. v. Oberglatt, pag. 371.)

Die „Lichtstubeten" sind jetzt noch üblich; anstatt zu spinnen, stricken die Mädchen; Tanz, Gesang und Pfänderspiele halten die lustige Runde oft bis zum Morgengrauen beisammen.

[2]) Grüner Heinrich, Bd. II. Seite 304/05.

[3]) Dieser schöne Brauch herrschte tatsächlich in Glattfelden. Keller hat ihm bekanntlich in dem prächtigen Gedicht „Sommernacht" ein Denkmal gesetzt. Seither ist die Sitte leider in Vergessenheit geraten, oder es wird ihr — charakteristisch — nur noch dem Kellerschen Gedicht zu Ehren nachgelebt. Ein ähnliches Motiv verwendet Gotthelf in „Käthi, die Großmutter" Kap. 10; vgl. auch B. Auerbachs

Einem andern bescheidenen Festchen hat die Technik ein Ende bereitet — dem Nasenfang bei Rheinsfelden. Von der Mündung der Glatt in den Rhein zogen alljährlich große Scharen Nasen (eine Rheinfischart) das ruhigere Wasser der Glatt hinauf. Sie wurden dabei leicht die Beute der Fischenden, und das ganze Dorf lag zeitweise dieser Beschäftigung ob. Mit besonderer Vorliebe taten die gerade in Glattfelden sich aufhaltenden Zürcher Junker mit. 1820 wurde jedoch ein Felsstollen gebohrt, der die Glatt direkt dem Rheine zuführte; von nun an war es mit dem einträglichen Fang vorbei.[1])

Sonstige Freudentage, die Kalenderfeiertage ausgenommen, waren den Dorfbewohnern wenige beschieden. Höchstens etwa die Kirchweih, die Bülacher und Eglisauer Jahrmärkte und die Fastnacht. Diese galt auf dem Lande von jeher als Hauptfest. Tagsüber zogen mehr oder minder grotesk Vermummte durch das Dorf und die benachbarten Ortschaften, darunter oft abstoßende Gestalten, die sogenannten „Hexen". Junge Burschen, mit möglichst unordentlicher, weiblicher Gewandung angetan, belästigten unter dem Schutz einer wüsten Maske die Vorübergehenden. Des Abends wurden auf den umliegenden Höhen große Reisighaufen, die Fastnachtsfeuer, angezündet. Die Schenken hatten gute Losung. Was sich nicht draußen herumtrieb, lagerte hier und vertrieb sich die Zeit mit Rauchen und Trinken. Der Alkohol spielte keine geringe Rolle, und Ausschreitungen waren nicht selten. Nur langsam begannen würdigere und anständigere Freuden die alten rohen, aber tief eingewurzelten Sitten zu verdrängen.

Es ist bezeichnend für diese Dorfsitten, daß sich gegen verschiedene davon die Behörde wiederholt zum Einschreiten gezwungen sah. Fast jeder, auch wenn sie an und für sich harmlos ist, gesellt sich ein roher Zug. Nicht der Kern war roh, wohl aber die äußere Form, in die ihn die Dörfler kleideten.

Seither ist die Zeit unaufhaltsam vorgeschritten, manchen rohen und häßlichen Brauch im Volksleben in begrüßenswerter Weise aus-

---

Dorfgeschichte „Hopfen und Gerste", sowie H. Pestalozzis „Lienhard und Gertrud", II. Kap.

[1]) Vgl. Meyer v. Knonau: „Seit unvordenklichen Zeiten war jährlich bei Rheinsfelden ein sogenannter Nasenfang, d. i. es wurden, wenn immer diese Fische in dichten Scharen den Rhein hinaufkamen und in die Glatt übergehen wollten, oft mehrere Tausend derselben gefangen. Diese, dem Staate zugehörige, aber von dem Landvogte von Eglisau ausgeübte Fischerei war einst eine Art von Lustbarkeit."



Haus des Oheims Scheuchzer; das Pfarrhaus im „Grünen Heinrich".

(zu Seite 17)

merzend, manchen schönen, ehrwürdigen und trauten unerwünscht beseitigend.

Dem jungen Gottfried Keller bot sich im Heimatdorf noch ein farbiges, eigenartiges Bild dieser Sitten. Es hat sich ihm tief eingeprägt. Aber sein scharf beobachtender Geist wandte sich in noch erhöhtem Maße den ihn umgebenden Menschen zu. Verschiedenes kam ihm dabei zu statten. Das Doktorhaus, in dem er wohnte, bot die mannigfachste Gelegenheit, mit Leuten jedes Schlages in Berührung zu kommen. Alle die kleinen und größeren Standesunterschiede, die auch der Dorfbewohner kennt, hörten vor der Türe des Arztes auf. Arm und reich, Herr und Knecht trafen in seinem Zimmer zusammen. Mehr als einmal hat der Junge vermutlich den Oheim bei seinen Besuchen und Krankengängen begleitet und so tiefere Einblicke gewonnen. Vieles hat ihm wohl der Oheim, ein guter Menschenkenner, aus seiner langen Praxis unter den Bauern erzählt.

Die Geselligkeit, die im Doktorhause waltete, knüpfte dies und jenes Band zwischen dem Besuch aus der Stadt und den Freunden und Bekannten der Scheuchzerschen Familie im Dorf. Hier fanden sich die Gefährten und Gefährtinnen der Basen und Vettern ein. So auch der Verehrer der jüngern Tochter Katharina, der blutjunge Schullehrer Rudolf Spillmann von Hombrechtikon. Spillmann wurde 1835, nachdem er das Seminar unter Scherr durchgemacht, achtzehnjährig zum Verweser an der Elementarschule Glattfelden ernannt. Zwischen ihm und Caton entspann sich mit der Zeit ein Liebesbund, der auch mit der Versetzung Spillmanns nach Uetikon im Mai 1837 kein Ende fand. Der junge Lehrer, der später zum Advokaten umsattelte, traf mit der Geliebten mehrmals in Zürich zusammen und führte sie 1845, sehr wider den Willen des alten Scheuchzer, als seine Gemahlin heim. Caton kehrte eigenmächtig dem väterlichen Hause den Rücken.

Spillmann war in Glattfelden beliebt und im ganzen Dorf als origineller Kopf bekannt. Intelligent, aber eigensinnig, war es ihm stets weniger um die oft bizarren Ideen zu tun, die er vertrat, als um die Meinung, die er darüber hatte. Als geborener Widerspruchsgeist anerkannte er immer das für recht und trefflich, was andere für schlecht und unangebracht hielten, und umgekehrt. Gerade dieser Zug seines Wesens gestaltete jedoch die Unterhaltung mit ihm reizvoll und anregend.[1])

[1]) Diese Charakteristik Spillmanns stützt sich auf Aussagen einer alten Glattfelderin, die ihn persönlich kannte.

Nebenan im Pfarrhaus waltete seines Amtes der würdige Pfarrer, Maximilian Meyer von Zürich, der sich namentlich um die Hebung des Schulwesens der Gemeinde verdient machte. (1825–1841.) Bei ihm mochte Keller hie und da Einkehr halten, weniger aus Begeisterung für den kirchlichen Stand im allgemeinen, als für die Büchergestelle der pfarrherrlichen Studierstube.

Bei der Bevölkerung des Dorfes herrschten von jeher drei Geschlechter vor, die Keller, die Meier und die Manz. Kein Wunder, wenn in jedem dritten Hause irgend ein Verwandter oder eine Verwandte Gottfrieds wohnten, die es sich ihrerseits angelegen sein ließen, dem Besuch ihre kleine Welt zu erschließen. So die Großmutter väterlicherseits, Frau Elisabeth Keller, geb. Amberg, (wiederverehlichte Denzler); eine Tante, Regina Keller, verheiratet mit Hartmann Meier, und ihre Tochter, Verena Meier. Letztere wohnte oben im Dorf, im sogenannten „Steini“; zu ihr lenkte der junge Gottfried mit besonderer Vorliebe seine Schritte. Hatte sie doch die angenehme Gewohnheit, alle vierzehn Tage frisches Brot zu backen (damals für ländliche Verhältnisse eine Ausnahme), und dazu noch jene großen, flachen Kuchen, die der Zürcher „Wähen“ nennt. Der Vetter hat die leckern Genüße im „Steini“ nie vergessen und im „Grünen Heinrich“ dankbar ihrer Spenderin ein Plätzchen gewidmet.

Dem Geschlechte der Keller gehörten von 1666–1875 ohne Ausnahme die Glattfelder Schulmeister an. Mehrere derselben scheinen recht tüchtiges geleistet zu haben, vor allem zwei: Hans Jakob Keller und Johannes Keller. Wenn auch der erstere zur Zeit Gottfried Kellers schon längst unter dem Rasen des kleinen Kirchhofs ruhte, war doch die Erinnerung an ihn noch lebendig. Johannes Keller, der andere, freute sich im behaglichen Ruhestande am Gedeihen seiner zahlreichen Söhne und Töchter. Diese, hübsche Mädchen, taten es auch dem jungen Landschaftsmaler Gottfried an, und er war hin und wieder in der Behausung des Lehrers zu finden.

Die Glattfelder, die Bewohner der dortigen Gegend überhaupt, sind ein eigenartiger Menschenschlag, der sich mehrfach von dem anderer Kantonsteile unterscheidet. Keine Bauernnaturen im landläufigen Sinne. Ist der Zürcher Oberländer eher ernst, verschlossen, schweigsam, eckig und etwas unbeholfen, so eignet den Leuten von Glattfelden eine gewisse Lebendigkeit, Beweglichkeit und Heiterkeit, eine Art Eleganz in Tun und Rede. Es fällt nicht schwer, mit ihnen in ein kurzweiliges

Gespräch zu kommen; gerne geben sie über alles mögliche Auskunft. In nicht wenigen steckt ein gehöriges Maß von Intelligenz und natürlicher Schlauheit. Eine Dosis Fröhlichkeit ist fast jedem gegeben; demgemäß hat sich das Vereinsleben in Glattfelden stark entwickelt. Nicht im ungesunden, im gesunden Sinne. Noch heute trifft man, wenn man an einem Sommer-Sonntag zufällig ins Dorf kommt, häufig die jungen Burschen auf einer Wiese zum Steinstoßen, Ringen und Armbrustschießen versammelt.

Mit auf die Rechnung der Beweglichkeit ist der Wandertrieb zu setzen. In den fünfziger Jahren verließen gegen hundert Personen das Dorf, um in Südamerika eine neue Heimat zu suchen. Wenn dies anderorts geschah, trugen meist mißliche Erwerbsverhältnisse die Schuld; in Glattfelden fällt dieser Grund dahin.[1]) Es ist, als ob heute noch ein Tröpflein romanischen Bluts in den Adern der Glattfelder flöße. Zum mindesten scheinen sie weit mehr wesensverwandt mit den munteren Bewohnern Schwabens als mit den bedächtigen, schwerblütigen Nachbarn im Tößtal.[2])

Zu gewissen Zeiten war der Aberglaube in der Gegend stark verbreitet; die Tendenz dazu ist nie ganz gewichen. Das Glattfelden benachbarte Wasterkingen, bekannt durch seinen Hexenprozeß von 1701, hat in dieser Hinsicht einen unrühmlichen Ruf erlangt. Die edlere Schwester des Aberglaubens, die Sage, ist im Gebiet von Glattfelden nicht reich vertreten. Einzig zwei sind im Umlauf: Die Sage von den Goldjungfrauen von Rheinfelden und die Sage von den Heidenstuben.

Dem Alkohol waren die Glattfelder niemals gerade abgeneigt. Nicht daß sie berüchtigte Trinker waren. Aber in den zwei Schenken, die seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts im Dorf sich finden, tranken die Bauern weder ungern noch selten den in guten Jahrgängen ganz annehmbaren Tropfen, den die umliegenden Höhen liefern, und leerten bei der Pfeife und beim eifrigen Politisieren manches Glas. Auch Meister Gottfried hat sich ihnen wohl dann und wann, und nicht ohne Vergnügen, zugesellt. Mit mehr erstaunten als erfreuten Augen würde er, könnte

---

[1]) Arnold Näf (Geschichte der Gemeinde Glattfelden) schreibt darüber: „Man kann nicht sagen, daß die hiesigen Verhältnisse diese Auswanderung notwendig gemacht haben; es war mehr Wanderlust, die den Anstoß dazu gab."

[2]) Schon Meyer v. Knonau konstatiert in seinem „Kanton Zürich": „Einige Ähnlichkeit mit der Bevölkerung Schwabens entdeckt man an den Bewohnern des Rafzerfeldes."

er heute nochmals sein altes Glattfelden durchpilgern, das „Alkoholfreie Restaurant" mustern, das der moderne Geist auch in diesen stillen Winkel verpflanzt hat.

Eines träfe der Dichter – trotz Eisenbahn und gepflegten Straßen, den Erscheinungsformen der Neuzeit – noch wie in seiner Jugend: die Natur, die Landschaft, die er so manchmal durchwandert, die ihn so oft entzückt. Sie war seine liebste Gefährtin; sei es, daß er sie von seinem der waldigen Berghalde zugekehrten Fensterlein aus grüßte, sei es, daß er ihr in kürzeren oder längeren Gängen ihre verborgensten Schönheiten ablauschte. Die Gegend ist trotz aller Herbheit, ja Eintönigkeit der äußeren Form anmutig, von einer schlichten Anmut allerdings, die sich nicht auf den ersten Blick offenbart. Die dämmerigen Wälder, die langgestreckten Felder, das kleine Tal mit dem murmelnden Fluß – alles hat seinen besonderen, intimen Reiz, der erkannt und verstanden sein will.[1]) Keller hat diesen Reiz schön und treffend charakterisiert in einem Passus des „Grünen Heinrich", der der Umarbeitung zum Opfer gefallen ist: „Die Formen waren eben nicht malerisch, meistens sogar monoton, und doch waren die Gegenstände groß und schön durch ihr Dasein, durch ihre Bedeutung, durch den Kontrast, in welchem sie zu einander standen und erst in den Über- und Durchgängen gab es eine Menge malerischer Aufblicke, welche gesucht sein wollten, in denen das reichste Detail an Bäumen und Steinen bei jedem Schritt entgegensprang. Kurz, es war nicht eine raffinierte Gegend, sondern eine solide Landschaft, welche bei anscheinender Härte und Schroffheit tief und lebendig war. Dieser und jener Berg lag einem Walrosse gleich träg und unförmig da, aber wenn man in ihn hineinging, so bot er alle Wunder der Phantasie so reichlich, daß einem die Wahl schwer

---

[1]) Die langgestreckten Felder sind eine Eigentümlichkeit der dortigen Gegend und erklären sich aus der dort üblichen Bebauungsart des Bodens, der Zelg- oder Dreifelderwirtschaft. Diese, alemannischen Ursprungs, paßt sich sehr geschickt der Produktionsfähigkeit der Erde an. Das Ackerland wird in drei lange, schmale Felder (Zelgen) eingeteilt; in dem ersten pflanzt der Bauer die Großsaat (Korn, Roggen, Weizen), im zweiten die Kleinsaat (Hafer, Gerste, Hülsenfrüchte); das dritte wird leer (brach) gelassen und dient als Viehweide. Das folgende Jahr wird die Großfrucht in die zweite Zelg gesät, die Kleinsaat in die dritte und die erste wird nicht besät. So hat die Erde Zeit, neue Kräfte zu sammeln und wird weniger erschöpft. Eine Folgeerscheinung der Zelgwirtschaft sind unter anderem die großen, wogenden Kornfelder, die vor allem das Rafzerfeld aufweist, und deren eines vielleicht Keller bei der ersten Strophe der „Sommernacht" (Es wallt das Korn weit in die Runde) vorgeschwebt hat.

wurde."[1]) Es ist ein Stück schweizerischen Mittellandes, dessen eigentümliche Schönheit sich hier auftut. Gottfried Keller hat sie zu erfassen und zu würdigen gewußt wie kein zweiter; seine Liebe zu ihr klingt fast in jedem seiner Werke leise durch.

Heute noch könnte der Dichter die alten, lieben Pfade wieder beschreiten: durch Wald und Feld, auf lauschigem Waldweg über den Berg nach Eglisau, der Glatt entlang hinunter zum grünen, zwischen waldigen Ufern majestätisch dahinwogenden Rhein, über dessen breiten Rücken eine verschwiegene Fähre ans deutsche Ufer trägt, die stattliche Landstraße, am stillen, verborgenen Weiach vorbei, nach dem grauen, verträumten Nest Kaiserstuhl. Heute noch könnte er emporklettern zu den merkwürdigen Felshöhlungen hoch ob dem Rhein, die zufolge einer im Volke verbreiteten Sage den Namen „Heidenstuben" führen.

Keller tat sich etwas darauf zu gute, ein Glattfelder zu sein. Nicht umsonst hat er dem betreffenden Kapitel im „Grünen Heinrich" die Überschrift „Lob des Herkommens" gewidmet. Eine Art Bauernstolz und -trotz, ein Stück urwüchsiger Bauernnatur wohnte ihm zeitlebens inne.

Man rühmt den Glattfeldern im allgemeinen ein dank der abgeschlossenen Lage ihres Dorfes besonders entwickeltes Heimatgefühl nach. Es mag sich bei Keller nicht in gleichem Maße und in gleicher Form geäußert haben wie bei andern. Sicher hat er sein Glattfelden — die letzten Jahre seines Lebens ausgenommen — stets in freudiger Erinnerung behalten. In den Briefen von München und Berlin zumal erkundigt er sich hie und da bei der Mutter nach den Verwandten und ihrem Ergehen. Und als er einst, schon in späteren Jahren, anläßlich eines Bülacher Schützenfestes auch im Heimatdorfe Einkehr hielt, lud er die gesamte Sippschaft ein, auf seine Kosten dem beim Festplatz errichteten „Panorama" einen Besuch abzustatten.

Ja, es erscheint fast wie ein Symbol der Anhänglichkeit, wenn der Dichter, als er — künstlerisch und menschlich gereift — den Jugendroman in neue Formen goß, am Schluß den Heinrich Lee in die Umgegend des Heimatdorfes zurückkehren und ihn dort Judit wiederfinden läßt.

Das sind äußere Züge. Aber in seinem Innern wußte der Dichter wohl, was er der engern Heimat zu danken hatte. Ihre

---

[1]) Grüner Heinrich, I. Fassung, II. 35; in der II. Fassung gestrichen.

Spuren sind in seinem Schaffen nicht zu verkennen und nicht zu unterschätzen. Die stärkste Nachwirkung hat vermutlich der Aufenthalt von 1845 ausgeübt.

Zahlreich und tief waren die Eindrücke, die Keller in Glattfelden empfing und in sich barg. Es war ein guter Same, der auf trefflichen Boden fiel und herrliche Früchte trug.

II.

Dorf und Dorfsitte im „Grünen Heinrich".

1. Die Entstehung des „Grünen Heinrich".[1])

1842–1855 – Zürich – Heidelberg – Berlin – Geschichte der Entstehung des „Grünen Heinrich" – Mutmaßliche Entstehungszeiten der für die vorliegende Arbeit in Betracht kommenden Partien.

* * *

Als das Sturmjahr 1848 seinem Ende zuneigte, verließ Gottfried Keller zum zweiten Mal seine Vaterstadt.

Sechs Jahre lagen hinter ihm, die er selbst als verlorene bezeichnete. Und doch hatten sie in ihm die entscheidende Wendung gezeitigt, die ihn Palette und Pinsel niederlegen und zur Feder greifen ließ. Aus dem Maler Gottfried Keller war der Dichter Gottfried Keller geworden. 1846 waren bei Winter in Heidelberg seine „Gedichte" erschienen; eine ganze Reihe seiner Aufsätze hatte in Zeitungen und Zeitschriften Eingang gefunden.

Ihm selbst mußte diese Ernte klein erscheinen. Mancher kostbare Tag war ihm unter Grübeln, Träumen und Nichtstun verstrichen, und das Bewußtsein der nutzlos verronnenen Zeit drückte ihn nieder. Keller war neunundzwanzig Jahre alt geworden; noch trieb sein Lebensschifflein steuerlos umher. So empfand er es als Erlösung, als ihm Erziehungsrat und Regierung von Zürich auf Anregung wohlwollender Freunde ein Reisestipendium von achthundert Franken zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung im Ausland anboten. Zwar dachte der junge Dichter nicht im ge-

[1]) Die Geschichte der Entstehung des „Grünen Heinrich" findet sich bei Baechtold II, 33/34 dargestellt. Da sie in gewisser Hinsicht für die vorliegende Arbeit von Bedeutung ist, wird auch an dieser Stelle eine kurze Zusammenfassung gegeben.

ringsten daran, dem Vorschlag des Staatsrates Eduard Sulzer zu folgen und „zur Sammlung von Eindrücken" nach dem Orient zu gehen. Auf einer deutschen Hochschule wollte er sich das Rüstzeug zum Dramatiker holen. Auf diesem Gebiete suchte er seine Stärke und den sichersten Grund für seine dramatischen Pläne dachte er sich durch historische Studien zu verschaffen. Er zog nach Heidelberg, wo die namhaften Historiker Ludwig Häußer und Friedrich Christoph Schlosser wirkten.

In Heidelberg blieb Keller bis zum Frühling 1850. Er besuchte Vorlesungen verschiedener Disziplinen, entwarf dramatische Pläne und bewegte sich nebenbei in dem anregenden Freundeskreis, dem unter andern Hermann Hettner, sowie der Hofrat Christian Kapp und seine Tochter Johanna angehörten.

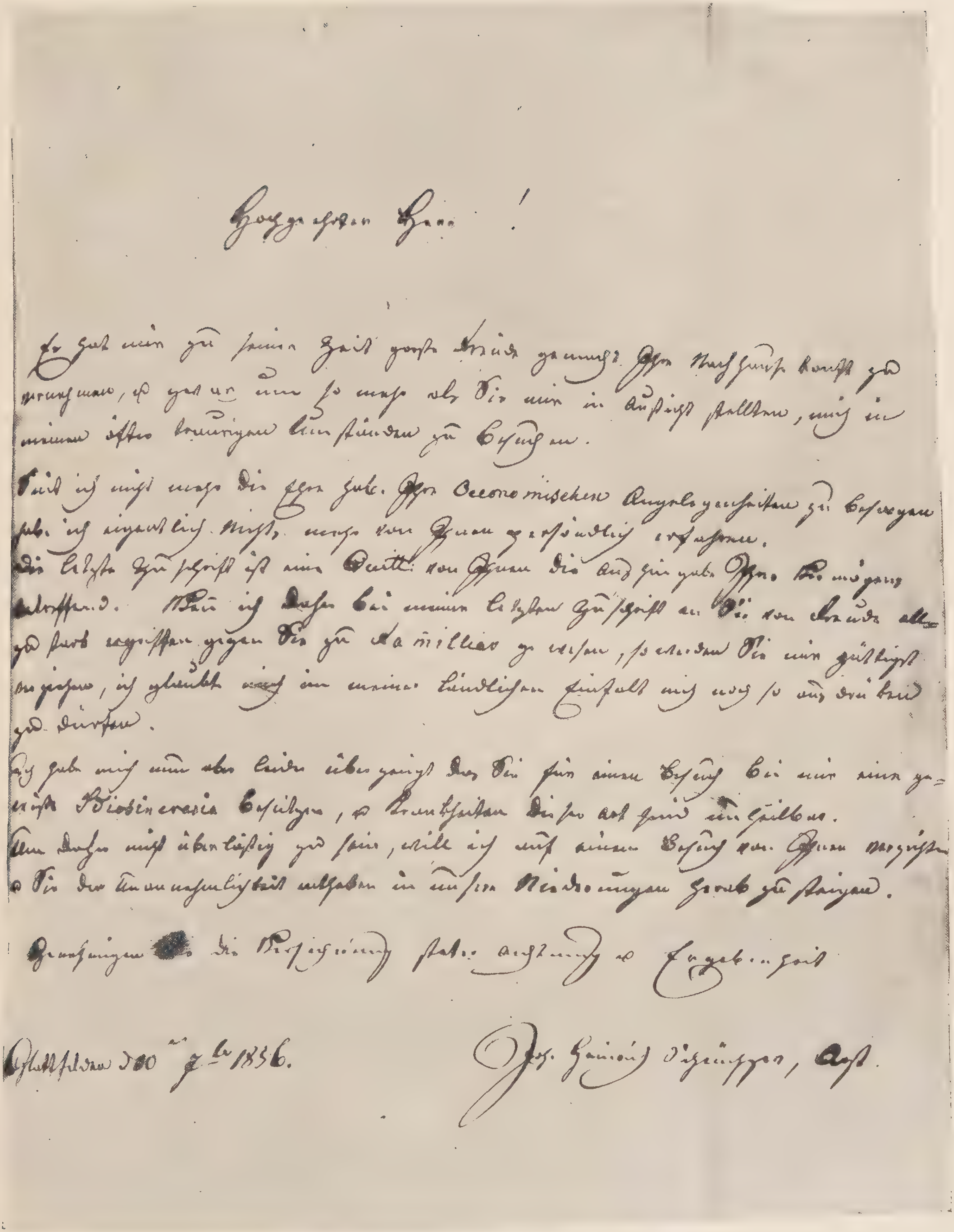
Was der angehende Dramatiker in Heidelberg vermißte, das war der Kontakt mit der Bühne, dessen er für seine Produktion bedurfte. Er hoffte, denselben in Berlin zu finden, und ein neues Stipendium, das ihm die Zürcher Regierung gewährte, ermöglichte im April 1850 die Übersiedlung an den Strand der Spree.

Seinen Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt berechnete er auf ein Jahr — es sollten fünf daraus werden.

In diese Periode fällt die Hauptarbeit am „Grünen Heinrich"; sie bildete, um mit Baechtold zu reden, Kellers „saures Tageswerk fünf Jahre lang". Unter dem Druck der Verhältnisse wurde der Dichter gezwungen, einen Stoff zu verarbeiten, den er seit bald einem Jahrzehnt mit sich herumtrug. Es war ein epischer, kein dramatischer Stoff; ein Grund mehr, daß ihn Keller nur mit Widerwillen vornahm.

Die ersten Spuren des Romans treten in der Zeit nach der Rückkehr von München zu Tage. Das Werk ist in seinem Kern der poetische Niederschlag der trüben Stimmung, die den jungen Maler wegen des kläglichen Scheiterns seiner Künstlerpläne und Künstlerträume befiel. Der Sommer 1843 ist das Geburtsjahr der Kellerschen Lyrik; er ist auch das Geburtsjahr des „Grünen Heinrich". Im sog. „Tagebuch" findet sich unterm 8. Juli folgender Passus:

„So ist es mir nun auch mit meinem Tagebuch gegangen, und ich habe die so lehrreiche Zeit meines ersten Ausfluges in die Welt, die drei Jahre, welche ich in München zubrachte, samt allen Eindrücken, die ich dort empfangen, das heitere, schöne Künstlerleben, die bangen, sorgenvollen Tage, die ich erlebt und sonst noch so vieles, was mein Gemüt



Hochgeachteter Herr!

Es hat mir zu seiner Zeit große Freude gemacht, Ihren [illegible] zu vernehmen, es hat mir um so mehr als Sie mir in Aussicht stellten, mich in meinen öfters traurigen Umständen zu besuchen.

Seit ich nicht mehr die Ehre habe, Ihre Oeconomischen Angelegenheiten zu besorgen habe ich eigentlich nichts mehr von Ihnen [illegible] erfahren.

Die letzte Zuschrift ist eine Quitt: von Ihnen [illegible] betreffend. Wenn ich daher bei meiner letzten Zuschrift an Sie von Freude allzu stark ergriffen gegen Sie zu familiar [illegible], so werden Sie mir gütigst verzeihen, ich glaubte auch in meiner ländlichen Einfalt mich noch so [illegible] zu dürfen.

Ich habe mich nun aber leider überzeugt, daß Sie für einen Besuch bei mir eine gewisse Idiosincrasia besitzen, u Krankheiten dieser Art sind unheilbar.

Um daher nicht überlästig zu sein, will ich auf einen Besuch von Ihnen verzichten u Sie der Unannehmlichkeit entheben in unsern Niederungen herab zu steigen.

Genehmigen Sie die Versicherung steter Achtung u Ergebenheit

[illegible] den 10ten 7ber 1856.

Joh. Heinrich Scheuchzer, Arzt.

Brief des Oheims Scheuchzer an Gottfried Keller. (10. IX. 1856.)

(zu Seite 16)

lebhaft ergriffen, die Rückkehr und Flucht ins mütterliche Haus: das alles habe ich handelnd und leidend an mir vorüberziehen lassen, ohne eine Silbe darüber niederzuschreiben.

Ich habe zwar mir das ganze Bild in seinen Umrissen und mit seinen Lokalfarben treu bewahrt, und wenn ich einst aus mir selbst heraustreten und als ein zweites Ich mein ursprüngliches eigenes Ich in seinem Herzkämmerlein aufstoßen und betrachten, wenn ich meine Jugendgeschichte schreiben wollte, so würde mir dies, ungeachtet ich bis jetzt nie ein Tagebuch führte und nur früher, vor bereits sechs Jahren, dann und wann, aber sehr selten, einzelne abgerissene Vorgänge der Außen- und Innenwelt aufzeichnete, dennoch ziemlich gelingen."[1])

Das ist die erste schriftliche Äußerung, die den allerdings noch vagen Plan eines Jugendromans leicht andeutet.

Daß sich Keller in der Tat damals mit dem Gedanken trug, einen solchen Roman zu schreiben, bezeugt er selbst noch einmal in dem Aufsatz „Autobiographisches", den er 1870 für die „Gegenwart" verfaßte:

„Allerlei erlebte Not und Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischeu Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe, und ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt. Es schwebte mir das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem cypressendunklen Schlusse, wo alles begraben wurde."[2])

Hier datiert der Dichter den Plan sogar noch etwas vor, denn 1843 war er bereits vierundzwanzig Jahre alt.

Bekanntlich bilden die Jahre 1842—48 die Periode in Gottfried Kellers Leben, von der wir die geringste Kenntnis besitzen. So haben wir auch fast keine Anhaltspunkte, die uns gestatten würden, die Entstehung und Entwicklung des „Grünen Heinrich" eingehender zu verfolgen. Weder Briefe noch Tagebücher sind vorhanden, die darüber Aufschluß

---

[1]) Das Tagebuch von 1843 ist bei Baechtold I, 193—222 abgedruckt; es reicht vom 8. Juli bis 16. August; die zitierte Stelle findet sich S. 194/95.

[2]) Der Aufsatz ist wieder abgedruckt in den „Nachgelassenen Schriften und Dichtungen", pag. 7, ff. (vide auch Baechtold I, 224)

geben könnten.[1]) Einzig aus dem Jahre 1846 existiert ein Bruchstück des Romans, offenbar als Eingangskapitel gedacht.[2]) Jedenfalls beschäftigte sich der Dichter während der Jahre 1846/47 intensiv mit dem Werke. Zwar in dem erst neuerdings entdeckten Brief an den Kunstmaler Rudolf Leemann in München ist vom „Grünen Heinrich" als einer „Spuckerei" die Rede. („... daneben habe ich dramatische und andere Spuckereien eine Menge im Kopfe ....") Ein Brief an Freiligrath, vom 5. Februar 1847 datiert, spricht bereits von seiner Vollendung:

„In einigen Wochen lasse ich etwa vierzig Gedichte drucken und nachher werde ich endlich meinen Roman fertig machen, der den Titel „Der grüne Heinrich" bekommen wird.[3])

An dieser Stelle ist zum ersten Male der Titel fixiert. Ein großer Teil dessen, was der Dichter damals geschaffen, schien ihn nicht zu befriedigen. Das lassen zwei Briefe aus der Heidelberger Zeit deutlich durchblicken:

„Nebenbei treibe ich noch Literaturgeschichte und arbeite an meinem unglückseligen Roman, welchen ich, da ich einen ganz anderen Standpunkt und Abschluß meines bisherigen Lebens gewonnen habe, erst wieder zu zwei Dritteln umarbeiten muß"[4]) und

„Ich wurde nämlich veranlaßt, fast die Hälfte meines unglückseligen Buches wieder umzuarbeiten."[5])

Auch andere Briefe des Jahres 1849 erwähnen die zeitweilige Arbeit an dem mißliebigen Werk.[6]) Sie ging nur langsam und zögernd vonstatten. Die Gründe waren verschiedener Art. Es fehlten rechte Liebe und Schaffensfreude, die ein schnelleres Tempo begünstigt hätten. Nur im Hinblick auf das Honorar zwang sich der Dichter zur Fortsetzung. Noch zwei andere Momente schoben die Vollendung immer und immer wieder hinaus. Keller deutet sie in einem Brief an Ed. Sulzer selber an: „... und schrieb an meinem Roman, welchen ich

---

[1]) Die Briefe an Wilhelm Schulz z. B. sind verbrannt worden.

[2]) Baechtold II, 516 f.

[3]) Baechtold I, 274.

[4]) An Ed. Doessekel, 8. Febr. 1849, vgl. Baechtold I, 359.

[5]) An Joh. Sal. Hegi, 19. „ 1849, „ I, 347.

[6]) An W. Baumgartner 28. Jan. 1849, „ I, 366.
An „ 10. März 1849, „ I, 371.
An Eduard Sulzer, 23. Juli 1849, „ I, 371.
An A. L. Follen, ? 1849, „ I, 392.

immer noch in den Händen behalten habe. Da derselbe eine Frucht persönlicher Erfahrung ist und ein Abschluß sein soll, so habe ich eine große Scheu, denselben endlich gedruckt zu sehen und bin immer noch unschlüssig über die Haltung der letzten Kapitel."

So war, als Gottfried Keller im April 1850 die Neckarstadt verließ, der „Grüne Heinrich" noch nicht fertig geworden. In Berlin begann erst seine eigentliche Leidensgeschichte. Keller gab den zum Teil erst im Entwurf vorliegenden, zum Teil überhaupt noch nicht niedergeschriebenen Roman in den Verlag des Buchhändlers Vieweg in Braunschweig. Die Folgen dieser voreiligen Handlungsweise blieben nicht aus. Ende August 1850 begann der Druck des ersten Bandes; wenige Wochen nachher mußte er eingestellt werden, da das Manuskript noch nicht setzbereit oder noch gar nicht vorhanden war. Damit beginnt ein tragikomisches Wechselspiel zwischen dem besorgten, drängenden Verleger und dem saumseligen, ja rücksichtslosen Dichter, das sich fast fünf Jahre hindurchzog. Erst im September 1851 ging der Schluß zum ersten Bande in die Druckerei. Ende 1852 war der zweite Band gedruckt, im November 1853 der dritte, und im Mai 1855 der vierte, nachdem Keller am Palmsonntag, buchstäblich „unter Tränen", das letzte Kapitel „geschmiert" hatte.

Auch in den Berliner Briefen findet sich, von kurzen, gelegentlichen Äußerungen abgesehen, nichts, was uns eingehender über das Werden des „Grünen Heinrich" unterrichten könnte. Es lag nicht in der Natur Kellers, sich über sein Schaffen näher auszulassen, wenigstens nicht im schriftlichen Verkehr.

Wir sind außerstande, an Hand des bekannten Materials die Entstehungszeit oder Entstehungsart einzelne Partien des Romans genauer zu bestimmen. Wir vermögen auch nicht festzustellen, wann die Teile der Dichtung, die auf Erlebnisse und Eindrücke des Dichters in Glattfelden zurückgehen, abgefaßt worden sind.

Es lassen sich hierüber nur Vermutungen anstellen. Der Gedanke liegt nahe, die Abfassung dieser Szenen in eine zu frühe Periode, etwa 1846 oder 1847 (die Zeit nach dem Glattfelder Aufenthalt von 1845 oder in diesen selbst) zu verlegen. Damals mögen, vielleicht nicht einmal zur Verwertung im „Grünen Heinrich" vorgesehen, Rudimente des stimmungsvollen Dorfidylls entstanden sein. Die ganze wundersame Welt des Heimatdorfes zauberte der Dichter jedoch erst in Berlin hervor. Dort wurde sie endgültig konzipiert und niedergeschrieben.

Dafür sprechen verschiedene Tatsachen.

Einmal lag die eigentliche sogenannte Jugendgeschichte, welche die Episoden im Heimatdorf enthält, nicht im ursprüglichen Plan, oder war nur auf wenige Kapitel beschränkt.

Die Jugendgeschichte sollte nur eine kleine Einlage bilden. In der ersten Fassung des Romans setzt sie bedeutend später ein, die Dorfszenen im Grunde genommen erst mit dem zweiten Band, der 1852 gedruckt wurde.

Im Jahre 1853 beschäftigte sich Keller mit dem Entwurf eines ausgesprochen schweizerischen Novellenzyklus. Es sind die „Leute von Seldwyla", deren erster Band 1856 erschien. Zwei Novellen der „Leute von Seldwyla" wurzeln im gleichen Milieu, wie das Dorfidyll im „Grünen Heinrich" — „Romeo und Julia auf dem Dorfe" und „Frau Regel Amrain". Das Urbild dieser prächtigen Figur gab eine Glattfelderin, Gottfried Kellers Tante, Regula Frey, die Frau des Onkels Doktor Heinrich Scheuchzer, ab.

Das Eingangsmotiv zu „Romeo und Julia auf dem Dorfe", die zwei pflügenden Bauern, taucht bereits im Tagebuch von 1847 auf. Es geht ebenfalls auf Glattfelden zurück. Man braucht nur im Frühling oder Herbst den Fußweg vom heutigen Bahnhof Glattfelden zum Dorf einzuschlagen, so steigt einem unwillkürlich dieses Bild auf. Zusammen mit einer unscheinbaren Notiz aus der Freitagszeitung ist es die Quelle der einzigartigen Novelle geworden. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß in Keller über der Ausarbeitung der Dorfepisoden im „Grünen Heinrich" der Plan zu „Romeo und Julia" und „Frau Regel Amrain" entstand. Vielleicht sollte, wie Baechtold annimmt, die Gestalt der letztern im „Grünen Heinrich" selbst ihren Platz finden, wurde dann aber aus künstlerischen Rücksichten eliminiert und in den Mittelpunkt einer selbständigen Erzählung gestellt. Der Plan zu den „Leuten von Seldwyla" datiert in das Jahr 1853 zurück oder noch früher; folglich müßte die endgültige Fassung und Niederschrift der „Dorfgeschichte" im „Grünen Heinrich" vorher, 1852 oder Ende 1851 anzusetzen sein.

Dieses Argument läßt sich, so gut wie das erste, bestreiten. Beide sind durchaus hypothetisch. Bekennt man sich aber einmal dazu, so ergeben sie charakteristische Schlüsse. —

2. Dorf und Dorfsitte im „Grünen Heinrich".

Einleitung — Dorf und Dorfsitte im „Grünen Heinrich" — Das Dorf — Der Oheim und seine Familie — Das Pfarrhaus — Die Verwandten — Das Lehrerlein — Dorfsitten — Die Überschwemmung — Das Pergamentlein — Teilweise Neuschöpfungen — Das Meretlein — Judit — Anna — Der Schulmeister — Das Tellenspiel — Anklänge an die drei Perioden von 1832, 1834 und 1835 im „Grünen Heinrich" — Idealisierung — Art der Idealisierung — Idealisierung und Realität — Einfluß der örtlichen und zeitlichen Distanz zwischen Rezeption und Reproduktion — Schöpferische Kraft und Erfindungsvermögen — Subjektivierung und Objektivierung.

* * *

Auch Heinrich Lee zieht, wie weiland Meister Gottfried, zu wiederholten Malen in sein Heimatdorf.

Was an Erinnerungen und Erlebnissen aus den frohen Jugendtagen von Glattfelden in Gottfried Keller weiterlebte und weiterwebte, hat schließlich seinen Ausdruck im „Grünen Heinrich" gefunden. Denn jene Zeiten erglänzten in lichtem Schein am vielfach umdüsterten Lebenshimmel des jungen Poeten, und mehr als das: sie haben auf ihn bestimmend eingewirkt, in einem Maße, über das allerdings nur er selbst Rechenschaft ablegen konnte. So erscheint es als eine Form der Dankbarkeit, wenn ihnen Keller in seinem Werk einen verhältnismäßig großen Raum gewidmet hat. Nicht allein die Dankbarkeit bewog ihn dazu; ein zweiter gewichtiger Faktor spielte mit — die künstlerische Einsicht. Das ländliche Milieu gestattete — dem zum Teil immer noch mit Maleraugen schaffenden Dichter hochwillkommen — die Entfaltung prächtiger Landschaftsbilder; es bot den geeigneten Boden für das Liebesidyll des jungen Heinrich Lee; es wirkte mit seinen heitern, anmutigen Szenen als glücklicher Kontrast zu dem „zypressendunkeln" Schluß, der dem Verfasser von Anfang an vorschwebte.

Die reizvollen Dorfepisoden ziehen sich durch den ersten, zweiten und dritten Band des Werkes hindurch.[1]) Die Kapitel, in die sie ge-

[1]) Alle Verweise beziehen sich ohne weiteres auf die zweite Fassung des Romans. Ausnahmen sind stets besonders angemerkt.

kleidet sind, tragen die Überschriften „Flucht zur Mutter Natur“, „Die Sippschaft“, „Neues Leben“, „Berufsahnungen“, „Sonntagsidylle. Der Schulmeister und sein Kind“ (I. Band); „Judit und Anna“, „Bohnenromanze“, „Totentanz“, „Wiederum Frühling“, „Der Philosophen- und Mädchenkrieg“, „Das Gericht in der Laube“, „Das Fastnachtsspiel“, „Der Tell“, „Tischgespräche“, „Abendlandschaft. Berta von Bruneck“, „Die barmherzigen Brüder“, „Judit“ (II. Band); „Anna“, „Judit“, „Leiden und Leben“, „Annas Tod und Begräbnis“, „Auch Judit geht“, „Das Pergamentlein“ (III. Band). Ferner gehören damit in Zusammenhang „Lob des Herkommens“, „Vater und Mutter“, „Das Meretlein“ und „Der Tisch Gottes“.

In diesen Kapiteln kehrt die kleine Welt von Glattfelden verschönt und ausgebaut wieder; vielerorts, in einen reizenden Schleier gehüllt, erst nach und nach zu erkennen.

Schon der Name des Helden, Lee, deutet auf Glattfelden hin. Lee ist ein für das Dorf typisches Geschlecht, das sich sonst nirgends, auch in den nächstgelegenen Ortschaften nicht, findet.[1])

Mehrfach ist die Rede vom Heimatdorf an sich. Sein Name zwar wird direkt nie genannt. Aus Einzelheiten der Schilderung ergibt sich jedoch ein Bild, das offenkundig auf Glattfelden paßt.

Gleich im Eingangskapitel „Lob des Herkommens“ führt uns der Dichter in einer kurzen Charakteristik das Dorf vor Augen. Wir sehen die trotz ihres Alters immer noch weißgeputzte Kirche, den kleinen Gottesacker vor uns, auf dem „das grünste Gras wächst und die Rosen nebst dem Jasmin in göttlicher Überfülle wuchern“. Wir erfahren, daß das Dorf kaum zweitausend Seelen zählt, von welchen je ein paar hundert den gleichen Namen führen; daß das reiche Vermögen der Einwohner durch große Gebiete von Wäldern und Feldern gebildet wird.

Wenn Keller nachher historisch ausholt, so greift er gleichfalls auf Verhältnisse, die in der Vergangenheit Glattfeldens tatsächlich belegt sind. Die „Menge jagender, fischender, tanzender, singender, essender und trinkender Gäste aus der Stadt“ erinnert an die Zürcherherren, die sich zur Erholung nnd zum Vergnügen in den beiden Patrizierhäusern, im „Hof“ und im „Steinhaufen“, einlogierten; die „Menge adeliger Seelenhirten, welche die Bauern Junker Pfarrer

---

[1]) Vgl. über den Namen Lee: Baechtold I. 45, sowie Wild: Am Zürcher Rhein. (Geschichte von Eglisau.)

nennen mußten", an die sogenannten „Junkerpfarrer", deren im Pfarrverzeichnis der Gemeinde zwei figurieren: Diethelm von Meiß (1753 bis 1768) und Hartmann von Escher (1768–1788). Freilich, für die Epoche, die Keller speziell im Auge hat, die Restauration, waren diese Geistlichen nicht mehr möglich. Darauf weist der Dichter selbst hin: „Ein solcher war nun zwar der Pfarrer meines Heimatdorfes nicht, auch nichts weniger als ein reicher Mann; doch sonst einer alten Stadtfamilie angehörend, vereinigte er in seiner Person und in seinem Hauswesen allen Stolz, Kastengeist und Lustbarkeit eines warmgesessenen Städtertums." Damit kann sowohl der Geistliche Joh. Heinrich Schinz (1805 bis 1825) als auch der Chirurgus Heinrich Scheuchzer gemeint sein. Die Schinz und die Scheuchzer sind beides alte Stadtzürchergeschlechter. Im zweiten Fall hätte der Dichter die Wandlung Arzt – Pfarrer bereits beim Vater des Oheims vorgenommen, was keineswegs ausgeschlossen ist.

In „Flucht zur Mutter Natur" wird das Heimatdorf des Heinrich Lee als „in einem äußersten Winkel des Landes", in „einem grünen Wiesentale, welches von den Krümmungen eines kleinen Flußes durchzogen und von belaubten Bergen umgeben war" gelegen geschildert. Das ist, mit Kellerscher Anschaulichkeit in ein paar Strichen hingeworfen, unverkennbar Glattfelden.

Das feine und liebliche Kapitel „Bohnenromanze" enthält eine Stelle, wo der Dichter auf eine spezifische Eigentümlichkeit der dortigen Gegend anspielt. Heinrich und Anna wandern von der Behausung des Schulmeisters gegen das Dorf hinunter und gelangen zu einem kleinen Teich am Fuße einer Felswand, die ungefähr in halber Höhe eine höhlenartige Vertiefung aufweist. Heinrich erfährt von seiner Genossin, daß man im Dorfe diese Höhle „Heidenstube" nenne. Die Heidenstuben – merkwürdige, höhlenartige Gebilde – finden sich in der Umgebung Glattfeldens, an der dem Rhein zugekehrten Halde des sogenannten Laubberges und erregen heute noch die Aufmerksamkeit des Wanderers.

Die schöne Szene des Wiedersehens zwischen Heinrich und Judit, in die der neue „Grüne Heinrich" ausklingt, spielt sich in den heimischen Fluren – unweit der vertrauten Stätten des Heimatdorfes – ab. Der Ortskundige vermag zu erkennen, daß auch hier die Umgegend Glattfeldens den landschaftlichen Rahmen geliefert hat. Bei dem benachbarten stillen Dörflein Weiach öffnet sich ein kleines, verschwiegenes Tal, zwischen zwei Bergrücken eingeschmiegt, das dem im Roman geschilderten vollständig entspricht und dem Dichter vorgeschwebt haben mag.

Das Doktorhaus und seine Bewohner erscheinen im Roman gleichfalls. Zwar ist aus dem Doktorhaus ein Pfarrhaus, aus der Doktorfamilie eine Pfarrfamilie geworden, aber die ursprünglichen Verhältnisse sind auf den ersten Blick zu erraten.

So tritt auch der Onkel Doktor als geistlicher Oheim auf den Plan, freilich als ein Geistlicher eigener Art. Was den Dichter in erster Linie zu dieser Wandlung bewog, liegt auf der Hand. Er mußte, da die betreffenden Verwandten noch lebten, in irgend einer Form die Hauptfiguren maskieren. Trotz seiner sonstigen Abneigung gegen die Diener der Kirche griff er nach der Gestalt eines Pfarrers. Verschiedene Momente mochten ihn dabei leiten. Einmal schuf das Pfarrhaus als poetischer Ort und Dorfmittelpunkt von vornherein einen idyllischen Rahmen für verschiedene der frischen und muntern Dorfszenen. Zweitens lockte einen Dichter wie Keller, der stets an originellen Käuzen seine Freude hatte, die famose Figur dieses jagdlustigen Pfarrherrn.[1]) Zudem ließ sie sich in gewißem Grade historisch rechtfertigen. Die Jagdlust ist nicht bloß eine vom Oheim Doktor herübergenommene Eigenschaft. In der Geschichte von Glattfelden existierte eine Figur von ähnlicher Originalität: der (a. a. Orte erwähnte) Junkerpfarrer Diethelm von Meiß. Dieser Herr, sonst ein beliebter Geistlicher, zog es z. B. vor, den heiligen Abend in lustiger Gesellschaft zu verpirschen, während in der Dorfkirche die ihm anbefohlene Herde auf seine erbaulichen Worte harrte.[2])

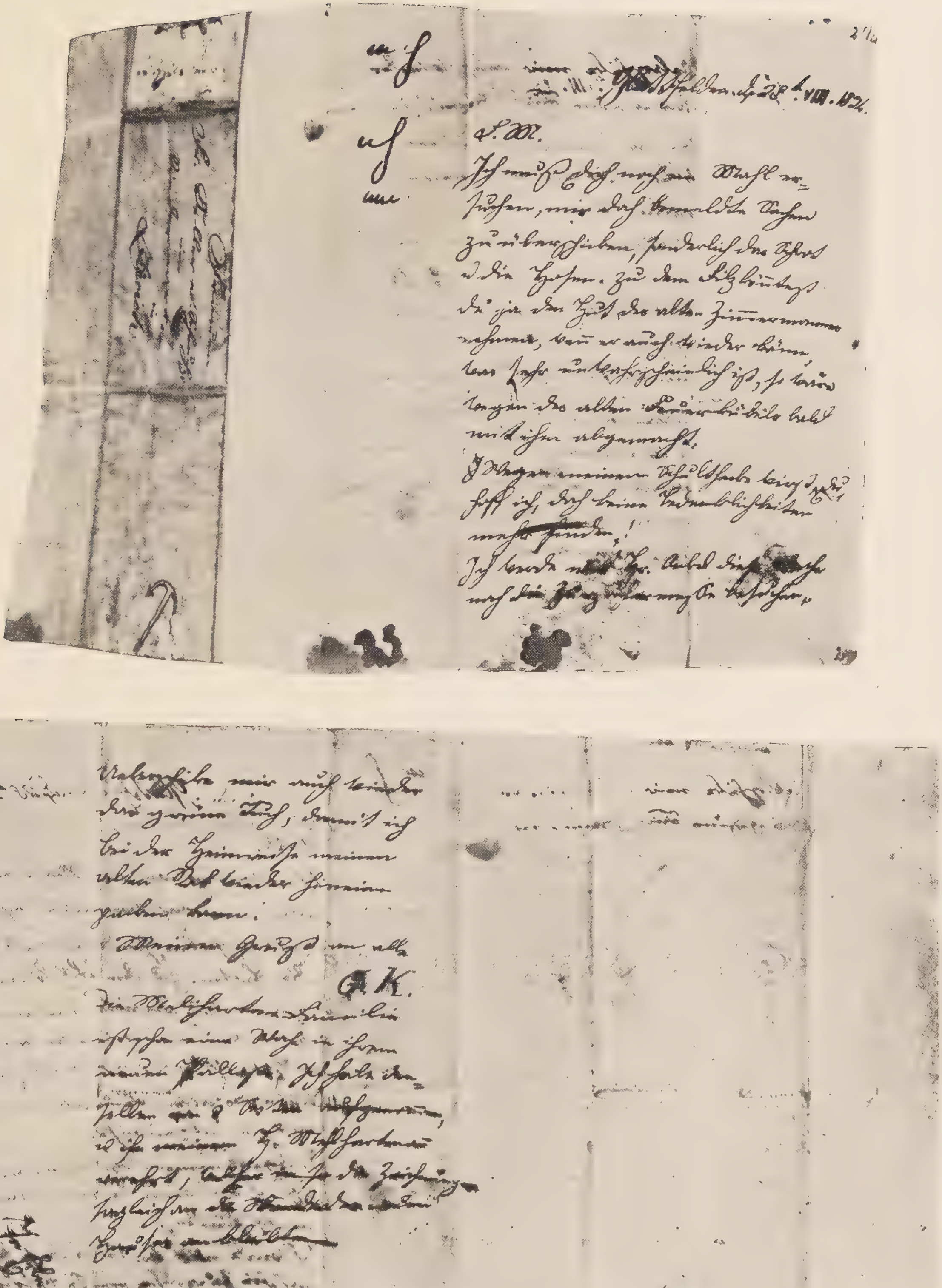
Im übrigen ist der Oheim des Romans wohl ein ziemlich getreues Abbild des wirklichen in Glattfelden. Beide sind eifrige Jäger, beide betreiben neben ihrem Beruf mit Vorliebe die Landwirtschaft. Zwei charakteristische Züge, die dem Onkel Scheuchzer eigneten, sind auch dem Oheim des Heinrich Lee beigegeben: das Wohlwollen und die brummige Jovialität. Beides legte Scheuchzer, gerade seinem Neffen gegenüber, in besonderem Maße an den Tag. Es läßt sich unter

---

[1]) Eine verwandte Gestalt, allerdings aus früherer Zeit, zeichnet C. F. Meyer im „Schuß von der Kanzel."

[2]) Die Kirchenbehörde zeigte anscheinend für die Passion des geistlichen Herrn kein Verständnis und erteilte ihm einen Verweis. (Akten des Staatsarchivs, E. II. 44). Ebenso erging es infolge desselben Deliktes dem Pfarrer des benachbarten Dättlikon, Dekan Hottinger.

Die Figur dieses jagdlustigen Geistlichen hat vermutlich dem Winterthurer Jakob Kübler in der Novelle „Der Postillenreiter" vorgeschwebt. Vgl. „Drei Novellen", Winterthur 1881. Steinersche Buchhandlung.



Brief, den der fünfzehnjährige Gottfried Keller während seines Aufenthaltes in Glattfelden an seine Mutter in Zürich schrieb. (28. VIII. 1834.)

(zu Seite 19/20)

anderm eine feine Parallele herauslesen zwischen den Bemühungen des Glattfelder Onkels, Gottfried seinen Wunsch zu erfüllen und ihn Maler werden zu lassen, und dem Interesse, das der Oheim im Roman der Künstlerschaft des jungen Heinrich entgegenbringt. Auch der Ton einzelner seiner Gespräche mit Heinrich läßt sich mit dem Tenor des Briefes an Gottfried von 1856 (vgl. I. Teil S. 16) bis zu einem gewissen Grade in Einklang bringen.

Fast gar nicht ist im Roman die Tante, Frau Regula Scheuchzer, vertreten. Nur hie und da wird ihrer flüchtig Erwähnung getan. Das scheint dafür zu sprechen, daß Keller diese Gestalt, in der Absicht, sie zur Heldin einer eigenen Novelle zu machen, aus dem ursprünglichen Plan zum „Grünen Heinrich" so viel wie möglich ausschaltete. Vielleicht nötigte ihn dazu auch die künstlerische Ökonomie, die ihn vor allem Anna und Judit in den Vordergrund rücken ließ.

Von den Kindern des Oheims ist namentlich den Basen eine größere Rolle eingeräumt. Es sind, entgegen der Wirklichkeit, drei. Der Dichter erreichte mit dieser Verschiebung zweierlei. Es lag ihm daran, auch dadurch die tatsächlichen Verhältnisse aus Rücksicht auf die noch lebenden Verwandten zu verschleiern; zudem trug die Dreizahl dazu bei, die Mädchenszenen lebendiger zu gestalten. Die Namen zweier Basen sind direkt der Wirklichkeit entnommen; auch im Roman figurieren eine Lisette und eine Caton. Die Zeichnung der Charaktere beruht in ihren Hauptzügen offenkundig auf den Beobachtungen, die Keller im Verkehr mit den Töchtern des Oheims machte. Temperament, Schlagfertigkeit und Fröhlichkeit tragen auch die Basen im Roman zur Schau. Immerhin waltet in Margot, Lisette und Caton eine Grazie, eine Beweglichkeit, ein geradezu romanisches Naturell, wir es nie und nimmer den Vorbildern, zürcherischen Landmädchen, innegewohnt haben kann. Hier tritt eine idealisierende Tendenz zu Tage.

Mit ziemlicher Ausführlichkeit ist im „Grünen Heinrich" das Pfarrhaus geschildert. An sein Modell, das Scheuchzerhaus, erinnert manche Einzelheit. So die Lage. Das Pfarrhaus ist wie jenes „von dem rauschenden Flüßchen bespült und mit großen Nußbäumen und einigen hohen Eschen umgeben"; auch seine Fenster sehen nach Osten „in das Wirrsal von Obstbäumen und Dachgiebeln des Dorfes," nach Westen „über ein sattgrünes Wiesental und darüber hinaus auf eine waldige Berghalde." Dorthin grüßt, gleichwie im Hause des Onkels das bescheidene Kämmerlein des „Stadtvetters", auch die kleine Stube

des Kunstjüngers Heinrich. Sogar die Tierwelt, die das Doktorhaus belebte und ihm ein charakteristisches Gepräge verlieh, ist in das Pfarrhaus hinüber gewandert. Der zahme Marder und das zahme Reh, die vierfüßigen Genossen des jungen Gottfried, sind die muntern Freunde des Heinrich Lee geworden.

Nicht in allem ist das Pfarrhaus die getreue Kopie des Scheuchzerhauses; mehrfach erscheint es aus drei Gebäuden, die der Dichter genau gekannt haben muß, kombiniert: aus dem Haus des Onkels, aus dem eigentlichen Pfarrhaus und aus dem alten Patrizierhaus, dem „Hof". So ist es im Roman auch angedeutet: „Das Ganze war eine Verschmelzung von Pfarrei, Bauernhof, Villa und Jägerhaus." Steinerne Treppen mit Eisengeländern, in Gips gearbeitete Plafonds, ein Saal mit Kamin, Rokokospiegel haben nie dem einfachen Hause des Doktor Scheuchzer angehört, das nur hölzerne Stiegen und schlicht geweißte Decken aufwies. Wohl aber sind diese Dinge Bestandteile des „Hof" gewesen. Das mit Jagden bemalte und mit alten theologischen Werken versehene Zimmer sowie die vielen schwarzen Oelgemälde deuten dagegen eher auf das Pfarrhaus.

Das Scheuchzerhaus zeigte, wie manche Gebäude Glattfeldens, jenen Mischtypus von Wohnhaus und Scheune. Diese Eigenschaft benutzte der Dichter, um die Vorliebe des Oheims für die landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung zu illustrieren und die wunderlichen Türen und Durchgänge seines Hauses zu erklären.[1])

In den Verwandten des Heinrich Lee sind unschwer einige von denen wieder zu erkennen, die Keller in Glattfelden während seiner Aufenthalte etwa zu besuchen pflegte.

Heinrichs erster Gang im Dorfe gilt der Mutter seines Vaters. Sie trägt die Züge der Mutter von Rudolf Keller, der Frau Elisabeth, geb. Amberg. Sie ist wie letztere in zweiter Ehe mit einem Manne verheiratet, mit dem sie, obwohl er nicht gerade ein schlechter Mensch,

---

[1]) In der alten Fassung des „Grünen Heinrich" war dieser Mischtypus noch prägnanter charakterisiert, indem das Haus des Oheims beide Formen desselben (wie sie I. S. 18 skizziert sind), die horizontale und die vertikale enthielt. „Das Parkett und die Decke des Kaminsaales waren mit Falltüren versehen, welche mit Tenne und Speicher korrespondierten und ich verwunderte mich nachher, als ich in dem kühlen und heiteren Saale meinen Sitz aufgeschlagen und an nichts dachte, als plötzlich eine schwere Garbe stieg, an einem Seile aufgezogen, und in den Gipsblumen der Decke verschwand, wie ein Traum von den sieben fetten Jahren." (Grüner Heinrich, I. Fassung, II. 26).

keineswegs glücklich zu leben vermag. Der Weg zu ihrem Häuschen führt „über den Kirchhof, auf engen Pfaden um stille Gehöfte herum.“ Genau den gleichen hatte man zu gehen, wenn man damals vom Scheuchzerhaus zum Wohnhaus von Gottfried Kellers Großmutter gelangen wollte.

Auf dem Heimweg von der Großmutter lernt Heinrich zwei entfernte Basen kennen. Die eine lädt ihn ins Haus, in dem es nach frischem Brot duftet und dessen Treppe von oben bis unten mit großen Kuchen besetzt ist. Es hält schwer, hiebei nicht an das „Steini“ und seine Bewohnerin, Verena Meyer, zu denken.

Die zweite Base führt im Roman den Namen Judit. Von ihr wird in anderem Zusammenhange die Rede sein.

In dem jungen Schulmeisterlein, das sich trotz seiner angeblichen Weiberfeindlichkeit eifrigst um die Gunst der kleinen Caton bemüht, steckt, wie gesagt, ein gutes Stück des Glattfelder Lehrers Rudolf Spillmann. Die bizarre Persönlichkeit dieses Mannes bot einen guten Vorwurf für die eigenartige Figur des Romans. Gemeinsam ist beiden die große Jugend, der Eigensinn, die Neigung zur Rechthaberei und zum Disputieren; gemeinsam auch die Liebe zur Tochter des Oheims. Die philosophische Ader des jungen Pädagogen mag ein Geschenk des Dichters sein.

Es ist auffällig, daß Keller dieser Gestalt eine so große Rolle zuwies. Offenbar hatte er dabei nach zwei Richtungen hin Kontrastwirkungen im Auge. Die menschlichen, beruflichen und philosophischen Qualitäten des Lehrerleins sollten denen des alten Schulmeisters gegenüber gestellt werden; seine Beweglichkeit, sein quecksilbernes Naturell dem träumerischen, bedächtigen und schwerblütigen des Heinrich Lee.[1])

Die Sympathie, womit der junge Schulmeister behandelt ist, mag ihren Grund nicht zuletzt in der Verehrung Kellers für Thomas Scherr haben; Spillmann war frisch aus dem von jenem geleiteten Seminar

---

[1]) Anscheinend besteht ein Widerspruch: Spillmann amtete von 1835—1837 in Glattfelden. Während dieser Zeit ist kein Aufenthalt Kellers bei den Verwandten bezeugt. Sicher hat aber ein solcher stattgefunden, denn Keller konnte nur in Glattfelden die persönliche Bekanntschaft Spillmanns machen. Daß er sie gemacht hat, davon zeugt unter anderem ein Brief an den Oheim, worin er sich wegen einer gegenüber Spillmann gemachten Bemerkung über Caton verteidigt.

nach Glattfelden gekommen und hat dort wohl auch den Dichter mit den Ideen des großen Schulmannes bekannt gemacht.[1])

In Leid und Freude der Dorfbewohner werden im „Grünen Heinrich" verschiedene Einblicke eröffnet. Den Anfang macht das Kapitel „Totentanz", das Tod und Begräbnis von Heinrichs Großmutter erzählt. Die Parallele zum Tod der Frau Elisabeth Keller (gest. 13. August 1835) liegt auf der Hand.

Zweimal wohnte Gottfried Keller als Vertreter der Familie Leichenbegängnissen von Verwandten in Glattfelden bei; das erste Mal 1835, anläßlich des Ablebens der Großmutter, das zweite Mal 1844, beim Hinschied der Tante.

Der Hergang der ganzen Zeremonie wird im „Totentanz" bis fast in alle Einzelheiten genau geschildert. Wie es landesüblich war, versammeln sich die Frauen beim Herannahen des Todes in der Sterbekammer, um die Gebete zu sprechen; später werden von den Angehörigen der Verstorbenen die Beileidsbezeugungen der Dorfbewohner entgegengenommen. In gewohntem Rahmen gehen Abdankung und Beerdigung vor sich, und nachher finden sich die Eingeladenen im Trauerhause zusammen, um der althergebrachten Sitte des Leichenmahles Genüge zu tun. Die Darstellung lehnt sich genau an die tatsächlichen Verhältnisse an, ausgenommen den Tanz am Schlusse des Mahles. In dieser Form war das Leichenmahl, mochte es noch so ausgelassen hergehen, nie in irgend einem Gebiete des Kantons Zürich heimisch, auch in Glattfelden nicht. Dies, obwohl dem Schulmeister ausdrücklich die Worte in den Mund gelegt werden: „Ich glaubte, dieser Gebrauch wäre endlich abgeschafft und gewiß ist dies Dorf das einzige weit und breit, wo er noch manchmal geübt wird."

Es ist schwer zu ergründen, woher Keller diese Sitte kannte und was ihn dazu führte, sie in die Schilderung, die sonst das Lokalkolorit treu bewahrt, zu verflechten. Möglicherweise hat er den Brauch während seines Münchner Aufenthalts in irgend einem abgelegenen bayrischen Dorf getroffen. Heute noch soll das Tanzen bei Begräbnissen in bestimmten Gegenden Ungarns üblich sein. Für einen Brauch bayrischer Herkunft spricht die Art des Tanzes, die Schwerfälligkeit, die Sprünge, Kniefälle, Verschlingungen unter Händeklatschen. Oder aber

[1]) In der ersten Fassung des „Grünen Heinrich" fand sich auch ein längerer Passus über das Seminar und die Volksschullehrer im allgemeinen, den Keller bei der Umarbeitung strich.

es liegt eine freie Erfindung vor, wiederum im Sinne der Kontrastwirkung. Die feine Szene zwischen Anna und Heinrich auf dem Kirchhof hebt sich so um so lichter von dem vorangegangenen düsteren Bilde ab; zudem wird der Titel sinnig motiviert.

Sei dem so oder so, auf jeden Fall wird hier ein volkspsychologisches Moment von packender Wirkung verwertet; der uralte Gegensatz zwischen dem Tod und der siegreichen Lebensfreude. Er waltet schon in den hundert Fazetien, die der muntere Boccacio seine jungen Florentiner und Florentinerinnen erzählen läßt, während rings um sie her die Pest Tod und Verderben in die Arnostadt trägt; er tritt uns heute entgegen in den Soldaten, die mit klingendem Spiel unter fröhlichen Weisen vom Friedhof zurückkehren, wo sie die Fahnen über der Gruft eines Waffenbruders gesenkt haben. Und dieses Moment hat weniger etwas Rohes als etwas Zwingendes, Gesundes an sich. Mag die Form im „Totentanz" auf den ersten Blick roh erscheinen — sie ist aus dem Milieu herausgewachsen. Die Zürcher Bauern bringen den Gegensatz zwischen Tod und Lebensfreude zu anderem Ausdruck als die feiner organisierten Menschen des Boccacio.

Nicht nur die tote Großmutter geleitet Heinrich zu dem kleinen Gottesacker hinauf, auch die wackere Muhme und die sanfte Anna. Von dem Begräbnis der Muhme verlautet weiter nichts, von dem der Anna wenig. Nicht etwa, daß der Dichter keine Wiederholung bringen wollte. Aber die Position seines Helden beim Begräbnis der Großmutter und bei dem Annas ist eine verschiedene: hier ist sie mehr subjektiv, dort mehr objektiv. Ruhig, kühl schildert er dort die Eindrücke von außen; hier, ebenso ruhig und gelassen, die Gedanken und Gefühle, die der Tod der Geliebten in seinem Innern auslöst. —

Kurz ist anläßlich der Hochzeit der ältesten Base eine Bauernhochzeit charakterisiert.

Zwei weitere bemerkenswerte Partien des Romans dokumentieren, daß ihnen in letzter Linie Glattfelder Eindrücke zu Grunde liegen.

Heinrich kommt von einem Besuch bei der schönen Judit zurück und nähert sich dem Hause des Oheims. Verwundert hört er von dort her Geigenklänge. Der Grund wird ihm bald klar. In der großen Stube des Hauses übt sich die Dorfjugend eifrigst im Tanz, um sich so würdig auf die Freuden des kommenden Herbstes vorzubereiten. Dieses

Tanzvergnügen ist nicht eine einmalige Erscheinung jenes Abends; es kehrt in der Folge wieder.[1])

Bei einem spätern Aufenthalt im Pfarrhaus trifft Heinrich den jungen, eben erst ins Dorf versetzten Schulmeister. Dieser wird zum Mittelpunkt eines kleinen Kreises von jungen Leuten, bei denen seine Ideen Anklang finden. Um mit denselben bekannt zu werden, versammeln sich die Burschen und Mädchen des Abends nach getaner Arbeit im Pfarrhaus. Heinrich selbst setzt sich zudem mit dem Lehrerlein auf gemeinsamen Spaziergängen auseinander.[2])

Diese zwei Stellen rufen, wenn auch in etwas veränderter und veredelter Form, die dörflichen „Licht- und Tanzstubeten" wieder vor Augen. Freilich sind wichtige Begleiterscheinungen, wie das Spinnen der Mädchen, weggelassen. Ferner spielen sich diese Tanzübungen und abendlichen Unterhaltungen im Sommer ab, während die „Lichtstubeten" im Winter stattfanden. Aber der Kern der Sitte, das gesellige Beisammensein der jungen Dorfbewohner beiderlei Geschlechts, ist derselbe. Nur hat ihm Keller ein idealeres Gewand geschenkt und konsequenterweise alle übeln Nebenmomente eliminiert. Er konnte dies um so eher tun, oder tat es unabsichtlich, da er von der Sitte wahrscheinlich nur auf indirektem Wege, durch Erzählungen des Oheims oder anderer Leute, Kenntnis erhielt. Dabei wurden wohl eher die guten und harmlosen Seiten des Brauches hervorgekehrt und die schlechten möglichst verschwiegen. Keller hat kaum je selbst einer „Lichtstubeten" beigewohnt; fielen doch seine Besuche bei den Verwandten stets in die Sommerszeit.

Szenen der Art, wie sie im „Grünen Heinrich" vorgeführt werden, entsprechen dem Charakter des damaligen Dorflebens nicht; dafür sind sie zu fein, zu vergeistigt.[3]) Standen doch die „Lichtstubeten" mit Recht

---

[1]) Grüner Heinrich II, 2. Kap.

[2]) „ II, 9. Kap.

[3]) Eigentümlich berührt in dieser Hinsicht eine Notiz im „Zürcher Kalender" von 1837, die sich wie eine Parallele zu der Schilderung im „Grünen Heinrich" liest. Die Einsendung spielt auf Geschehnisse in einem Dorf des nordwestlichen Kantonsteils an, anläßlich der sie bei der Dorfjugend eine Verfeinerung mancher alten, rohen Sitte konstatiert.

„Seit einiger Zeit war ein junger, aber wohlgebildeter und verständiger Schulmeister ins Dorf gekommen, der sich um so lieber zuweilen zu den Knaben gesellte, als die Brüder des wackeren Mädchens, mit dem er versprochen, auch dabei waren.

Die Gesellschaft des Schullehrers nun kam wöchentlich und Sonntags zusammen, allein punkt neun Uhr ging jeder nach Hause und zwar so, daß er morgens keinen schweren Kopf hatte. Statt plumpen Scherzen und Kartenspiel ward gesungen

nicht gerade in bestem Ruf und auch das Tanzen war, Sonntags ausgenommen, vielfach überhaupt verboten, aus guten Gründen.

Auf die beliebte Burschensitte des Nachtschwärmens, auf die „Nachtbuben", wird an zwei Stellen ganz kurz hingewiesen. Heinrich kann in dem „Schlupfbett", das ihm die neckluftigen Basen hergerichtet, nicht schlafen und hört nun durchs offene Fenster herein das Jauchzen und Singen der Nachtschwärmer. („ . . . . . ein Teil derselben durchzog in Haufen singend und jauchzend die nächtliche Gegend, bald fern, bald nah hörbar werdend; ein anderer Teil schlich einzeln um die Wohnungen her, mit verhaltener Stimme Mädchennamen rufend, Leitern anlegend, Steinchen an Fensterladen werfend.") [1] In der Folge wird er allerdings Dinge gewahr, die weder für sein Auge noch für sein Ohr bestimmt sind, die aber in ihrer Harmlosigkeit sicherlich nicht als „verderbliche" Nebenerscheinungen des Brauches bezeichnet werden dürfen. Eine robustere, aber durch den grotesken Humor gemilderte Variante der Sitte bildet das nächtliche Ständchen der vier barmherzigen Brüder vor dem Haus der Judit.

Wie Heinrich nach dem schwülen Finale des Fastnachttages am andern Morgen erwacht, bemerkt er nahe beim Hause am Wasser eine große Anzahl Männer, beschäftigt, auf alle mögliche Art und Weise die über Nacht stark angeschwollene Flut einzudämmen. Diese droht über das Ufer zu treten und die Wiesen mit Schutt, Schlamm und Geröll zu überschwemmen. Mit Balken und Steinen sucht man der Verwüstung Einhalt zu tun.[2])

Völlig naturgetreu ist hier eine der berüchtigten „Glattgrößen" geschildert, deren verderbenbringende Wirkung der Dichter mit eigenen Augen gesehen haben muß. Wann dies geschah, ist nicht festzustellen.

---

und über interessante Gegenstände sich unterhalten. Die Gesellschaft kaufte sich leicht verständliche Schriften über Geschichte, Völker- und Erdbeschreibung, über naturhistorische und landwirtschaftliche Gegenstände und da gab es dann Gelegenheit zu vielen belehrenden Gesprächen und gegenseitigen Mitteilungen. Sonntags machte man bei gutem Wetter Spaziergänge durch Felder und Wälder und teilte sich da wieder seine Erfahrungen mit. Aber auch ein ehrbares Tänzchen ward bisweilen mit den Schönen des Dorfes veranstaltet, allein auch hier ward kein unanständiges Tun oder Reden gelitten und bald war auch kein Ermahnen mehr notwendig. Immer mehr wurde die Gesellschaft ein Herz und eine Seele; Freunde halfen mit Rat und Tat." Ob man es hier nicht mit Glattfelden und Spillmann zu tun hat? Manche Umstände treffen auffallend zu.

[1]) Grüner Heinrich II, Kap. 8.

[2]) „ „ III, Kap. 1.

Und noch in einem Punkt gibt er ein durchaus wahrheitsgetreues Bild aus dem damaligen Glattfelden. Im Kapitel „Das Pergamentlein" wird erzählt, wie dem jungen Heinrich Lee das bis anhin in der Verwahrung der Gemeinde befindliche Erbteil ausgehändigt wird. Man könnte dieses Kapitel als poetischen Protokollauszug aus den Verhandlungen des Gemeinderates von Glattfelden bezeichnen. Letzterer bildete zugleich die Waisenbehörde, der die Aufsicht über die in der „Schirmlade" sorglich verschlossenen Scherflein der Witwen und Waisen zustand. Begehren um Herausgabe einer größeren oder kleineren Summe mußten vor ihr Forum gebracht und vom Vormund der Betreffenden ausführlich begründet werden. Die diesbezüglichen Beratungen fanden im Gemeindehaus, das zugleich Gemeindewirtshaus war, in der sogenannten „Stube" statt.

Im Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 15. Februar 1840 findet sich folgender Eintrag:

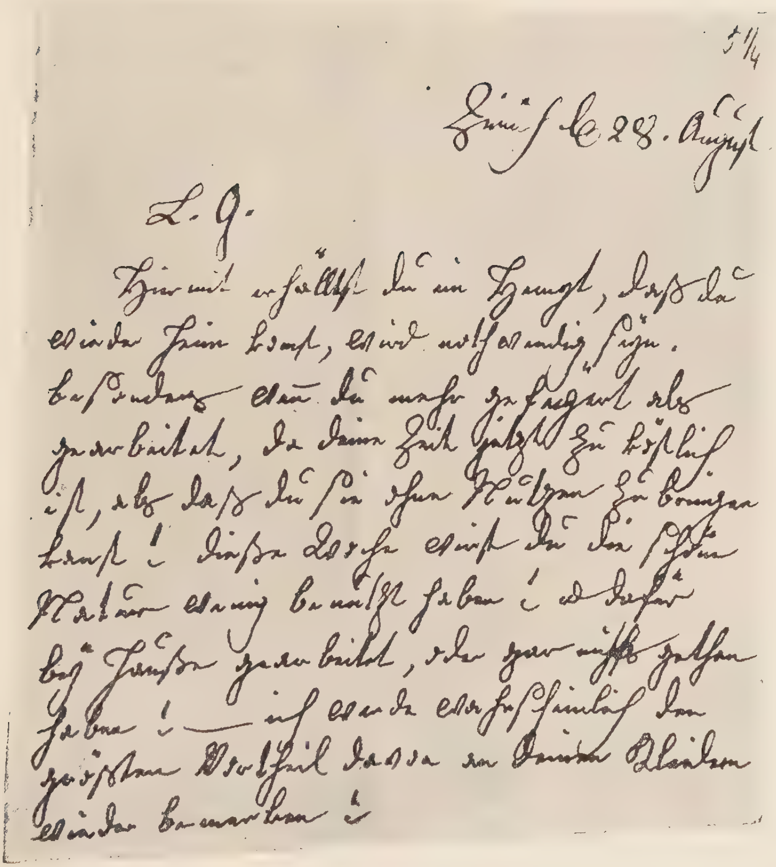
> „Trakt. II. Auf Ansuchen Herrn Doktor Scheuchzers als Kurator der Kellerschen Kinder, daß ihm möchte Bewilligung erteilt werden auf das Erbe hin bei Herrn Rudolf Denzler (dem zweiten Mann von Gottfried Kellers Großmutter) 150 fl zu erheben, das er für Gottfried Keller zur Vervollkommnung seiner Malerkunst verwenden könne, hat der Gemeinderat mit Vorbehalt der Einwilligung des löblichen Bezirksrates dem dringenden Ansuchen entsprochen."

(Im April 1840 reiste Gottfried Keller dann nach München ab.)

Neben Figuren und Szenen, die, wie im Vorstehenden charakterisiert ist, mehr oder weniger aus der Wirklichkeit herübergenommen sind, enthält der Roman auch solche, die, auf den ersten Blick vielleicht nicht erkennbar, doch in feinen Grundlinien ebenfalls schon dort angedeutet sind. Eine Anzahl anscheinender Neuschöpfungen erweist sich bei näherem Zusehen zum Teil kunstvoll aus Fäden geknüpft, die in letzter Linie ins heimatliche Glattfelden zurücklaufen.

Im „Grünen Heinrich" ist als fünftes Kapitel, dem eigentlichen Dorfidyll vorgreifend, aber doch im gleichen Boden wurzelnd, die rührende Geschichte vom „Meretlein" eingeflochten. Heinrich berichtet, daß er später bei einem Besuch im Heimatdorf von diesem wunderlichen Kinde, welches in der Erinnerung der Dorfbewohner fortlebte, Kunde erhalten habe.

Die Mär von der kleinen Emerentia ist vorwiegend freie Erfindung Kellers. Eine Sage dieses oder ähnlichen Inhalts war in Glattfelden oder Umgebung niemals verbreitet; ebensowenig fand sich


5¼

Zürich d. 28. August

L. G.

Hiermit erhältst du ein Zeugniß, daß du wieder sein kannst, wird nothwendig sein. besonders wenn du mehr gefaulenzt als gearbeitet, da deine Zeit jetzt zu köstlich ist, als daß du sie ohne Nutzen zubringen kannst! diese Woche wirst du die schöne Natur wenig benutzt haben u. dafür bey Hause gearbeitet, oder gar nichts gethan haben u. — ich werde wahrscheinlich den größten Vortheil davon an deinen Kleidern wieder bemerken u.

Aus einem Briefe der Mutter an den in Glattfelden weilenden Gottfried (28. VIII. 1834)

(zu Seite 21)

dort — weder im Pfarr- noch im Doktorhause — ein Gemälde oder ein Diarium von der Art, wie im „Grünen Heinrich" erzählt wird.[1])

„Das Meretlein" ist eines der sprechendsten Beispiele für die bewundernswerte Erfindungskraft des Dichters, für seine eigenartige Begabung, auf den geringsten realen Anhaltspunkten eine ganze Novelle aufzubauen.

Als solche Anhalts- und Ausgangspunkte konnten für das „Meretlein" vielleicht vier in Betracht kommen. Einmal jenes Gemälde in Zürich, das heute noch im Gottfried Keller-Zimmer der Stadtbibliothek zu sehen ist. Keller lernte es als Knabe bei seinen Spielen mit den Söhnen des Schustermeisters Rordorf auf dem Estrich des Rordorfschen Hauses kennen. Lange bewahrte er den geheimnisvollen Eindruck, den das seltsame Bild auf ihn ausübte.[2])

Wahrscheinlich war die Erinnerung daran noch in dem Dichter lebendig, als er auf dem kleinen Kirchhof von Glattfelden eine verwitterte Grabtafel bemerkte. Sie ist rechts vom Eingang in die Mauer eingelassen und hat bis heute den Stürmen der Zeit getrotzt; sie zeigt folgende Worte eingegraben:

Dorothea von Muralt
starb am 12. Augusten 1736
seines Alters 12 Wochen.

---

[1]) Zwar ist in einem Briefe Fritz Scheuchzers, den dieser 1883 an seinen Vetter Gottfried Keller richtete, von einem Bild die Rede: „Du erinnerst dich vielleicht noch, daß in unserer großen Stube in Glattfelden ob der alten Kommode in einer dunklen Ecke neben einem alten Spiegel ein noch älterer Helgen in einem defektem Rahmen steckte.

Diesen Helgen schicke ich Dir als Einlage, legst Du demselben Wert bei, so freut es mich, wenn nicht so schickst Du ihn mir wieder zurück. Er ist für mich mindestens ein Andenken."

Ob dieses Bild irgendwie etwas mit der Meretleinepisode zu schaffen hat, muß dahin gestellt bleiben.

[2]) Baechtold gibt I. 17 eine Beschreibung: „Es stellt ein kleines Mädchen dar. Auf dem ebenmäßig gestalteten Körper sitzt ein unförmlicher, blonder, mit einer schwarzen Mütze bedeckter Kopf. Weit geöffnete, starre Augen und ein schmerzlicher Zug um das rote Mündchen. Um den Hals trägt das Kind eine große, vielgefältelte Mühlsteinkrause. Sein Kleidchen besteht in einem roten Rock und einer weißen Spitzenschürze. In der rechten Hand hält es einen grinsenden Totenschädel, in der linken eine rote Nelke. Das Alter ist angegeben: ætatis 3½ mit der Jahreszahl 1623. Nach dem Wappen gehört das Kind der bekannten Zürcherfamilie Werdmüller an."

Damit ist vermutlich der Name des Kindes, v. M., in Zusammenhang zu bringen.

Ferner war, das erhellt aus eigenen Aussagen des Dichters, während eines seiner Besuche in Glattfelden ein hysterisches Mädchen aus der Stadt dort untergebracht, das bei der männlichen Dorfjugend auf Liebesabenteuer ausging.[1])

Auch stand in unmittelbarer Nähe des Doktorhauses das Armenhaus, in dem nach damaliger Sitte nicht nur ökonomisch, sondern auch geistig defekte und entgleiste Menschen, sofern sie nicht gerade gemeingefährlich erschienen, untergebracht waren. Da mag Keller hie und da Zeuge des Elends armer Blödsinniger gewesen sein, die, unter einer strengen Haus- und Strafordnung stehend, eine oft rohe und unzweckmäßige Behandlung erlitten.[2])

Das sind die Faktoren, die wir als Grundsteine der Meretleinepisode ausfindig machen können. Ein Moment mochte noch mitspielen: den geeigneten Boden für die Ueberlieferung der Geschichte von der kleinen Emerentia bot dem Dichter gerade das Dorf mit einer Bevölkerung, deren geistige Beweglichkeit lebhaftere Phantasie bedingte. Diese gewährt dem Aberglauben leichter Zutritt und einer derartigen geheimnisvollen Tradition Bewahrung und Entwicklung. So besteht zwischen dem Charakter der Meretleinsage und dem des Milieus, in das sie verlegt ist, eine gewisse Parallele; niemals zum Beispiel hätte der Dichter das feine Intermezzo inmitten einer verschlossenen und abgestumpften Bauernsame spielen lassen können.

Auch die Jahreszahl 1713 ist möglicherweise nicht bloßer Zufall; tatsächlich wurde damals in Glattfelden eine Hexe gerichtlich belangt.[3])

---

[1]) Vgl. Erinnerungen an Gottfried Keller von Adolf Frey, S. 32: „Dagegen diente ihm (Keller) als Handhabe zu der wundersamen Figur des Meretlein nichts Tatsächliches als ein Kinderbildnis, das er in Zürich sah, und eine geistig gestörte Bürgertochter, die um ihres Zustandes willen von den Angehörigen nach Glattfelden aufs Land gebracht worden war, wo sie mit den Bauernburschen allerlei Liebeshändel anzuspinnen suchte."

[2]) Daß übrigens das pädagogische Prinzip, womit dem Meretlein die Frömmigkeit beigebracht werden soll, auch im 19. Jahrhundert noch Anhänger hatte, beweist eine Stelle in Jakob Stutz's Autobiographie: „Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben": „Wahrlich und manche Eltern hatten dabei einen gewißen Stolz, zu zeigen, welch' eine gute, gottesfürchtige Erziehung sie ihren Kindern geben; daher prügelten sie dieselben, wo immer, möglich im Angesichte der Nachbarn ab."

[3]) Im Stillstandsprotokoll findet sich folgende Notiz: „1713 stand eine Unholdige vor Stillstand, die andere sollte krank machen können und vernahm Zuspruch und Drohung." (Stillstand: die Behörde, die über das sittliche Verhalten der Dorfbewohner zu wachen hatte.)

So ist Glattfelden von einiger Bedeutung für das „Meretlein" geworden.

Frei ist unter verschiedene aus der Wirklichkeit übernommene Personen die kraftvolle Figur der schönen Judit hineinkomponiert. Keller selbst bezeichnete diese Gestalt als reine Erfindung.[1]) Baechtold berichtet von einer Glattfelder Base gleichen Namens, die in der Folge nach Amerika auswanderte. Ob und was für ein bestimmtes Vorbild dem Dichter vorgeschwebt haben mag, ist nicht zu ermitteln. In Glattfelden gab es, das ist sicher, zu jener Zeit einige junge Frauen, die Judit hießen. Der Name ist also typisch. Eine davon, eine junge Witwe, mit Keller entfernt verwandt, soll sich durch ihre Schönheit ausgezeichnet und sich mannigfaltiger Huldigungen seitens des stärkeren Geschlechts erfreut haben. Später siedelte sie mit ihrem Sohne nach Zürich über. Auch Keller, so wird berichtet, stattete ihr, wenn er im Dorfe weilte, nicht ungern hie und da einen Besuch ab. Ob zwischen ihr und der Judit im Roman irgendwelche Beziehungen bestehen, muß mangels genauerer Ueberlieferungen dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich ist dies nicht der Fall, sondern es handelt sich um eine vollständige Neuschöpfung, die noch am ehesten einige Züge der Heidelberger Freundin Kellers, Johanna Kapp, trägt.

Neben der warmblütigen Judit ist es die sanfte Anna, die Schulmeisterstochter, welche das Herz des jungen Malers gefangen nimmt. Auch diese Gestalt ist schon mit bestimmten Persönlichkeiten, denen Keller nahestand, in Zusammenhang gebracht worden. Auch hier hält es schwer, die Grenze zu ziehen, wo die Wirklichkeit aufhört und die Kunst des Dichters einsetzt. Es besteht zwar, was das Lokal und das Persönliche anbetrifft, eine gewisse Analogie mit Verhältnissen in Glattfelden zu Recht.

Im „Grünen Heinrich" wird uns der Weg zur Wohnung des alten Schulmeisters und deren Lage genau beschrieben. Zwei Pfade führen hin: der kürzere direkt über einen langgestreckten Berg hinter dem Dorfe, der längere ein Stück dem Fluß entlang und dann um den Berg herum. Das Haus von Annas Vater steht an einem kleinen See, der wie ein dunkles Auge aus dem kesselförmigen Tälchen emporleuchtet.

---

[1]) Vgl. Erinnerungen an Gottfried Keller von Adolf Frey, Seite 32: „Judit und Anna bezeichnete er als freie Erfindungen."

Ein ganz ähnliches Bild ergibt sich, wenn man den Glattfelden auf der linken Talseite begrenzenden waldigen Berghang (die Buchhalde) erklimmt. Auch dann gelangt man jenseits des Kammes in eine sanfte Talmulde, in der sich ein kleiner See, der sogenannte Stadlersee, ausbreitet. Dasselbe Ziel erreicht man, wenn man längs der Glatt auf- oder abwärts bis zu den Enden des Bergrückens streift; um diese herum zieht sich der Weg in das freundliche Tal. Sogar das Haus am See fehlte bis vor wenigen Jahren nicht; nunmehr ist es einem Brand zum Opfer gefallen. Meister Gottfried, der in der Umgebung von Glattfelden Weg und Steg aufs genaueste kannte, hat sicher des öftern seine Schritte durch den hohen Wald dem verborgenen Stadlersee zugelenkt. Und die Eindrücke, die sich ihm auf solchen Wanderungen boten, verwob er in den landschaftlichen Rahmen des Schulmeisteridylls.[1])

Ueber der feinen Figur der Anna schwebt ein geheimnisvolles Dunkel. Nach Baechtold soll eine gewisse Henriette Keller, die bei Kellers Mutter wohnte und wiederholt gleichzeitig mit Gottfried in Glattfelden weilte, als Vorbild gedient haben.[2]) Verschiedene Umstände scheinen darauf hinzuweisen. Ob aber nicht vielleicht eine unbekannte Herzensangelegenheit des Dichters zu Grunde liegt?

Der Dichter selbst bezeichnete Judit und Anna als freie Erfindungen. Seien sie nun dies oder seien sie in Anlehnung an persönliche Erlebnisse entstanden, sicher fügen sie sich der Erzählung glücklich ein. Und doch fallen sie in gewisser Hinsicht aus dem Milieu heraus – es sind keine gewöhnlichen Frauengestalten, wie ein Dorf sie zu bergen pflegt. Sie sind weit mehr. Sie versinnbildlichen Mächte, wie sie häufig in das Leben des jungen Mannes eingreifen, sind also im Bildungsroman vollauf am Platze. Judit und Anna sind ausgeprägte Kontrastfiguren. Feine Fäden führen von ihnen hinüber zu dem von Gottfried Keller so hochgeschätzten Jean Paul. Eine Verwandtschaft z. B. der sanften, zarten Liane in „Titan" mit der Figur der Anna, ihrer Antipodin Linda mit der Judit läßt sich nicht absprechen. Und ist nicht auch Anna im Grunde genommen eine entfernte Schwester der Mignon, wie Judit der Philine im Wilhelm Meister?

---

[1]) Daß Keller diese Gegend vorgeschwebt hat, scheint mir nahe zu liegen; jedenfalls näher, als der Zürichsee, wie Baechtold meint. Seine Annahme hat einen etwas gewaltsamen Anstrich, obgleich sie sich natürlich rein materiell mit dem Hinweis auf Henriette Keller rechtfertigen läßt.

[2]) Vgl. Baechtold I, 83.



Bleistiftskizze Gottfried Kellers, das Innere der großen Stube im Scheuchzerhause darstellend.

(zu Seite 21)

Der alte Schulmeister dagegen wurzelt zum guten Teil in Glattfelder Boden; verschiedenes in seiner Charakteristik gemahnt an die beiden wackeren Lehrer Hans Jakob Keller und Johannes Keller. Letzterer lebte in den dreißiger Jahren in Zurückgezogenheit von seinem Amte und empfing öfter den Kunstjünger Gottfried bei sich, was er zwar weniger seiner eigenen Person als seinen hübschen Töchtern verdankte. Unter diesen befand sich auch eine Anna. So lag das überleitende Moment nahe, Heinrichs Geliebte als Tochter des Schulmeisters hinzustellen, unter gleichzeitiger Vertiefung einer vielleicht erlebten, flüchtigen Neigung zu einem wundervollen Liebesspiel.

Mehr hat Annas Vater mit dem ehrwürdigen Hans Jakob Keller gemein. Wie jener ist er ein Freund der Jugend, der Musik und verbindet in seinem Wesen hohen sittlichen Ernst mit sympathischer Naivität.[1])

Noch einer Lehrergestalt ist möglicherweise ein Teil seines Wesens abgelauscht. Im Kapitel „Der Tell" klärt der alte Schulmeister Heinrich im Anschluß an die bewegte Unterredung zwischen dem Holzhändler und dem Leuenwirt, sowie an die Worte des Statthalters in einsichtiger und toleranter Weise über innere politische Strömungen, ihre Vertreter und deren Kämpfe auf. Nun amtete zu Glattfelden in den vierziger Jahren der Reallehrer Hartmann Keller, ein weitblickender, kluger Mann, der dank dieser Eigenschaften im öffentlichen Leben der Gemeinde eine große Rolle spielte. Er veranlaßte unter anderem, als 1840 eine Schuldenbereinigung die ganze Dorfbewohnerschaft in zwei Lager spaltete, die Gründung eines Schieds- oder Friedensvereins, der während mehr als eines Dezenniums alle Zivilstreitigkeiten unter den Glattfeldern beilegte.

Aus den freundlichen Häusern und Winkeln des Heimatdorfes führt der Dichter Heinrich zum benachbarten Städtchen, wohin zur Fastnachtszeit männiglich wallfahrtet, um als Spieler oder Zuschauer bei der Vorführung des Tellenspiels mitzutun. Doch vergeblich werden wir in Chroniken und anderen Quellen nach einem solchen suchen. Auch

[1]) Hans Jakob Keller war zwar schon 1804 gestorben. Er lebte aber als eine Art Dorforiginal in der Erinnerung der Dorfbewohner noch lange fort. In einem alten Visitationsbericht wird er folgendermaßen charakterisiert: „Schulhalten und Gesang versteht er wohl. Er hat viele Proben abgelegt, daß er an Fähigkeiten die besten Schulmeister übertrifft. Er besitzt beim äußeren Ernst kindliche Denkungsart."

Zudem war Jakob Keller der Lehrer des alten Scheuchzer gewesen und durch diesen mochte Gottfried Keller mancher Wesenszug zur Kenntnis gelangt sein.

hier hat uns der Dichter eine Fata morgana vorgezaubert, die zu schön ist, um ganz wahr zu sein. Das Landvolk von damals feierte seine Fastnacht mit anderen Freuden. Und doch waren schwache Bestrebungen da, die auf ein höheres Vergnügungsniveau abzielten. Ihrer mag der Dichter kundig geworden sein und in seiner Begeisterung für das Gute hat er sie zu einer herrlichen Perspektive zusammengestellt.

In den dreißiger und vierziger Jahren traten in verschiedenen Kantonen der Ostschweiz schüchterne Versuche zu Tage, die alten, rohen Fastnachtslustbarkeiten in edleres Gewand, in die Form von Aufführungen erhebender, vor allem vaterländischer Schauspiele zu kleiden. Und die mehr oder minder lauten Stimmen, die sich hervorwagten, verhallten nicht ungehört.

Im Kanton Zürich war es namentlich Jakob Stutz, der sich dafür einsetzte. Die von ihm gegründete Jugendgesellschaft suchte seine Ideen zu verwirklichen. In seiner Autobiographie gibt Stutz sowohl über die Art der damaligen Fastnachtsfreuden im Zürcher Oberland, als auch über seine Versuche zu ihrer Veredelung interessante Aufschlüsse.

„An der Fastnacht, so heißt es da, fanden Lichtstubeten statt mit unsittlichen Spielen."

Und weiter: „Auf die Fastnacht 1843 begehrten die Mitglieder der Jugendgesellschaft ein vaterländisches Schauspiel im Freien aufzuführen. Ich konnte ihrem und dem Wunsche der Eltern, sowie noch vieler anderer Leute nicht widerstehen, ihnen hiefür Anleitung zu geben, denn man fand allgemein, so etwas sei gewiß besser als das dumme Böggen. [1])

Mit größtem Eifer lernten die jungen Leute und alles freute sich auf den Tag der öffentlichen Aufführung. Aber da waren einige Stillständer[2]), ihres Zeichens eigentlich Grobiane, Flachmauler 2c., die durchaus keinen Sinn für edlere Freuden hatten und diese erblickten hierin die größte Religionsgefahr und wollten diesen Leuten die Freude verderben, was aber nicht möglich war. Hiemit ein Beweis, daß an gar manchem Ort das Volk weit mehr Sinn für das Gute und Schöne in sich trägt als die Führer des Volkes und ganz besonders die Vorsteher mancher Gemeinde."

---

[1]) „böggen" d. h. als wüste Masken verkleidet herumziehen.

[2]) Stillständer d. h. Leute, die dem Stillstand, d. h. der Behörde angehörten, die über das sittliche Verhalten der Dorfbewohner zu wachen hat. Später trat an die Stelle des Stillstands die Kirchenpflege.

In der Tat konstatiert bereits der Zürcher Kalender von 1849 einen Fortschritt; eine Einsendung, die Fastnachtsfreuden betreffend, enthält folgenden Passus: „Dagegen bieten die Gespräche von Stutz und einzelne für die Jugend geschriebene Schauspiele gar liebliche und sinnreiche Unterhaltungen. Wir sind im großen und im kleinen Zeugen von Darstellungen gewesen, die gewiß bei der Jugend wie bei den Zuschauern den Eindruck reiner unb edler Freude gemacht haben.“ So weiß ferner eine damalige Zeitung von einer prächtigen Darstellung der Schlacht bei Sempach in dem zürcherischen Dorfe Meilen zu berichten. [1])

Allerdings waren es nur wenige Gemeinden, welche mit diesen Aufführungen ein nachahmenswertes Vorbild gaben. In Glattfelden oder in seiner Umgebung, in Bülach, Eglisau haben zu jener Zeit keine solchen stattgefunden; nirgends findet sich Zeugnis dafür. Reger war in dieser Hinsicht das Glattfelden benachbarte aargauische Städtchen Kaiserstuhl. Schon in den vierziger Jahren spielten die Kaiserstuhler regelmäßig an der Fastnacht Theater, meist Stücke heiteren Inhalts. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß auch ernstere Schauspiele, eventuell sogar einzelne Szenen aus dem „Tell“, zur Darstellung kamen; sicher geschah dies in den fünfziger Jahren. [2])

Der „Tell“ als Volks- und namentlich als Fastnachtsspiel, unter freiem Himmel aufgeführt, war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ziemlich verbreitet. [3]) Meistens beschränkte man sich freilich auf die

---

[1]) „Der Landbote“ vom 23. Februar 1837: „Am 13. Hornung fand zu Meilen ein gar schönes Volksfest statt. Statt den Tag mit abgelebten Fastnachtsstreichen zu verbringen, stellte die dortige Gesanggesellschaft die Schlacht von Sempach dar und was vor und nach der Schlacht geschehen. Da erblickte man auf verschiedenen Plätzen von Meilen die Besatzung von Zürich, den Aufbruch der Eidgenossen nach Luzern, die Besatzung von Sempach, das österreichische Lager. 6000 Gäste schauten dem sinnigen Feste zu. Das Fest kostete 200 fl, aber das ist doch immerhin billiger als manche tolle, tobende und zuchtlose Vergnügung, wobei man noch überdies Schaden an Leib und Seele nimmt“.

Ähnliche Feste fanden in Rüschlikon und Wetzikon statt.

[2]) Leider versagen hier die Quellen völlig. Was ich über diesen Punkt eruieren konnte, verdanke ich dem gegenwärtig besten Kenner der Lokalgeschichte von Kaiserstuhl, Herrn Pfarrer Wind in Jonen, der teilweise noch aus dem Schatz eigener Erinnerungen schöpfen kann.

[3]) Vgl. u. a. Jakob Stutz: „Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben.„

Vgl. u. a.: Die Schweiz (Monatsschrift des literarischen Vereins in Bern) 1858: „Wilhelm Tell als Fastnachtsspiel“ S. 117. Ebendaselbst: „Die Aufführung des Wilhelm Tell in Seedorf“ S. 64.

Vorführung einzelner Partien. Mancher Umstand wirkte da bestimmend mit. Ein Ort, der einen stattlichen Platz sein eigen nannte, wählte die Apfelschußszene; ein anderer, in dessen Nähe eine schöne Waldwiese lag, den Schwur auf dem Rütli. In Text und Kostümierung herrschte keineswegs Stileinheit. Die Schillerschen Verse mußten sich manche radikale Popularisierung und Helvetisierung gefallen lassen. Die Schauspieler trugen in ihrem Aeußern die schreiendsten Anachronismen zur Schau. So erschien z. B. Geßler in einem modernen „Soldatenkäppi" und in Husarenuniform; Stauffacher in gepuderter Perrücke mit Haarzopf, Dreispitz, Frack, kurzen Hosen und weißen Strümpfen.[1]) Aber all' das tat dem allgemeinen Erfolg und Eindruck keinen Abbruch, im Gegenteil. Das Volk, die Jugend voran, nahm, soweit es nicht selbst im Spiel beschäftigt war, an den „Bühnenvorgängen" den regsten Anteil und gab seinen Gefühlen für und wider die Träger der Handlung lebhaftesten Ausdruck.

Möglicherweise hat Gottfried Keller als junger Mann von Glattfelden aus einer derartigen Aufführung, die sich stets eines großen Zulaufs aus den Nachbargemeinden erfreute, beigewohnt, und die Erinnerung daran hat den Grund gelegt zur Schilderung des Tellenspiels im „Grünen Heinrich". Ebenso kann ihm anderswo eine ähnliche Veranstaltung zu Gesicht gekommen sein, die er im Roman aus begreiflichen Gründen in eine Darstellung des Tell verwandelte und in die Nähe des Heimatdorfes verlegte. Oder aber er griff einfach die Idee der Fastnachts-Volksschauspiele, die damals aktuell war, auf und brachte sie, dichterisch wenigstens, zur Verwirklichung. Noch etwas hat bei dieser Schilderung stark mitgewirkt — die Erinnerung an den Vater. Rudolf Keller beteiligte sich, wie Baechtold berichtet, gerne an theatralischen Darbietungen.[2]) Der Sohn hat diesen Zug festgehalten und ihn im Roman in die Charakteristik von Heinrichs Vater verflochten.[3]) Das

---

[1]) So geschah es bei einer Aufführung des „Tell" in einem Toggenburger Dorf. (Vgl.: „Wilhelm Tell als Fastnachtsspiel" von M. A. Feierabend. Die Schweiz 1858, S. 118/119).

[2]) Baechtold I, 5.

[3]) Grüner Heinrich I, 26: „Aber einfach und durchaus praktisch, wie sie waren, fanden sie nicht volles Genügen an der dramatischen Lektüre im Schlafrock; sie wünschten diese bedeutsamen Begebenheiten leibhaftig und farbig vor sich zu sehen, und weil von einem stehenden Theater in den damaligen Schweizerstädten nicht die Rede war, so entschlossen sie sich, wiederum angefeuert von Lee, kurz und spielten selbst Komödie, so gut sie konnten."



Bleistiftzeichnung Gottfried Kellers. (Alter Turm in Kaiserstuhl.)

(zu Seite 21)

Tellenspiel wäre ganz nach Rudolf Kellers Sinn und Geist gewesen und hätte die schönste Erfüllung dessen, wozu er mit einem bescheidenen Keim gelegt, bedeutet.

Dem Kenner der örtlichen Verhältnisse muß es freilich in die Augen fallen, wie sehr die lokale Situtation im „Grünen Heinrich" an Kaiserstuhl erinnert. Man wandere einmal durch das alte Nest, das den Besucher wie ein Stück bewahrten Mittelalters anmutet, denke sich die farbige Volksmenge hinein und man hat das ganze Milieu des Kapitels „der Tell" vor sich. Das alte Tor (jetzt ist es abgebrochen) am Eingang, der Charakter der Stadt, die eigentlich nur einen großen Platz bildet (Kaiserstuhl besteht im Grunde genommen aus einer häuserbesetzten Straße, die sich an einer Stelle zu einem Platze ausweitet) trifft auf die Rheinstadt zu, desgleichen die Lage an einem großen Fluß mit einer Brücke. Der Rhein mußte in der Tat bei Kaiserstuhler Tellaufführungen jeweils den Vierwaldstättersee repräsentieren; einmal, als gerade niedriger Wasserstand herrschte, befuhr ihn das Schiff des Landvogtes, und ein großer Stein, der zufällig aus dem Wasser emporragte, galt als die Tellsplatte.[1]) Fast genau so, wie es im „Grünen Heinrich" geschildert wird: „Eine schöne Wiese an dem breiten Fluß, von ansteigendem Gehölz umschlossen, war dazu (als Rütli) bestimmt, wie der Fluß auch überhaupt den See ersetzen mußte." Und der Heimweg, den Heinrich und Anna stolz zu Pferd nach dem heimatlichen Dorfe einschlagen, gibt uns ungefähr das gleiche Bild, wie der Pfad, welcher von Kaiserstuhl aus auf dem rechten Ufer des Rheins zu der verborgenen Fähre nach Rheinsfelden führt, von wo aus man über den Abhang des Laubberges Glattfelden wieder erreichen kann.

Das alles läßt es nicht außer dem Bereich der Möglichkeit erscheinen, daß der Dichter bei diesen Szenen Kaiserstuhl und etwaige dortige Fastnachtserinnerungen vor Augen gehabt hat; sicher eher Kaiserstuhl als Eglisau.

Im Roman wird nicht das ganze Spiel vorgeführt, nur einzelne Szenen. Diese sind mit Vorbedacht ausgewählt; es sind die wirksamsten Massenszenen. Die Aufführung verteilt sich auf verschiedene Orte; in jedem Dorf gelangen die Partieen zur Darstellung, für die sich seine lokalen Verhältnisse besonders eignen. Tatsächlich ist das nie so gehandhabt worden und gab es keine solchen „wandernden" Vorfüh-

---

[1]) Mitteilung von Herrn Pfarrer Wind.

rungen. Aber das Prinzip ist dem ortsüblichen Fastnachtstreiben entnommen: wie dort die wüsten Masken nicht nur das eigene sondern auch die Nachbardörfer mit ihrem Tun erfüllten, so geschieht dies hier in weit edlerer Weise durch die verschiedenen Schauspielergruppen. Zugleich gestaltet sich so das ganze Bild lebendiger, farbiger, runder und gewinnt an Großzügigkeit. Die Idee des ganzen Unternehmens wird gerade dadurch soziativer — um so zu sagen — nationaler, daß sie gleichsam als Kundgebung eines ganzen — zwar kleinen — Landesteils erscheint.

Dem Heinrich Lee ist — sowohl bei den Vorbereitungen als im Spiel selber — eine Rolle verliehen, die Keller natürlich nie innegehabt hat. Es ergab sich aber aus dem Zusammenhange, Heinrich damit zu betrauen. Er ist Maler, genießt im Dorf ein gewisses Ansehen als Künstler. Was lag da näher, als daß er von den Dorfbewohnern zu einer Art artistischem Leiter gemacht wird. Wer weiß, ob nicht einmal der junge Keller in seiner Begeisterung für die Volksschauspiele eine solche Mission erträumte und den eigenen Traum an Heinrich Lee zur Wirklichkeit werden ließ.

Eine glückliche Erfindung ist es, daß Heinrich die Rolle des Rudenz, Anna die der Berta übernimmt. Neben dem großen Volksspiel geht zwischen den beiden das kleine Herzensspiel vor sich. Eine zarte, liebenswürdige Ironie — der Dichter läßt Rudenz und Berta die Rollen, welche die Aufführung sie nicht zu Ende agieren ließ, nach derselben weiter spielen.

Trotzdem ist die Darstellung im „Grünen Heinrich" mit Zügen aus der Wirklichkeit so reich durchsetzt, daß sie überall durchaus naturwahr erscheint. Auch im „Grünen Heinrich" klingt z. B. der primitive Charakter des Spiels durch. So, wenn von den mancherlei Kostümfragen erzählt wird: wie eine alte, grüne Damastgardine zum prunkvollen Reitkleid für die schöne Berta, eine zimmetfarbene Decke als Reitermantel des stolzen Junkers Rudenz herhalten muß. Oder, wenn von den lustigen Kapuzinern die Rede ist, die sich für ihre tragische Mission schon des Morgens den nötigen Mut antrinken.

Auch die Erinnerung an alte, rohe Erscheinungen des Fastnachtstreibens ruft der Dichter wach. Unter die Darsteller des Spiels mischen sich ein paar Fastnachtsgestalten von ehmals, grotesk vermummte Männer. Allein, indem das Verhalten der Masken ins Lächerliche gezogen wird, ist der Roheit die Spitze genommen.

Selbst das Fastnachtsfeuer, das wie ein mächtiger Schlußakkord den freudigen Tag ausklingen läßt, fehlt nicht, und zu seinem Beschluß vereinigt Musik, Tanz und Zechen die Frohen in den hellerleuchteten Dorfschenken.

So tritt auch im Roman die Natur der Fastnacht als eines allgemeinen Volksfestes klar hervor. Aber ihre Schilderung zeigt einen ungleich edleren und farbigeren Lebensausschnitt, als ihn Volk und Zeit von damals liefern konnten. Sie boten Keller eine rohe, knappe, mit ein paar kräftigen Zügen hingeworfene Skizze; er hat ein fein abgetöntes Bild daraus gemacht.

Es wäre unmöglich, genau nachzuweisen, auf was für bestimmte Aufenthalte Kellers sich die einzelnen Dorfszenen im Roman zurückführen lassen. Man wäre dabei größtenteils auf vage Vermutungen angewiesen; sodann hat der Dichter im Interesse der fortlaufenden Handlung die verschiedensten temporalen Verschiebungen und Kombinationen vorgenommen. Immerhin finden sich stellenweise Anklänge an eine der drei Hauptperioden, in denen Glattfelden vorübergehend die Heimat Gottfried Kellers bildete.

Unter anderem läßt sich z. B. aus dem Schluß des Kapitels „Flucht zur Mutter Natur", aus „Die Sippschaft" und aus dem Anfang von „Neues Leben" die Erinnerung an den Ferienaufenthalt von 1832 herauslesen. Im Schluß von „Flucht zur Mutter Natur" wird die Ankunft und die Aufnahme im Hause des Oheims erzählt, in „Die Sippschaft" von den Besuchen bei der Großmutter und den übrigen Verwandten; in „Neues Leben" wird die Lage des Hauses und seine Einrichtung geschildert. Man vergleiche damit, was der junge Gottfried in einzelnen Abschnitten seines Ferienaufsatzes berichtet, und ein gewisser Zusammenhang wird sofort klar.[1]) Es sei nur ein Zug herausgegriffen:

---

[1]) . . . . Ueber den langen Steg langten wir endlich bei dem Bestimmungspunkte unserer Reise, dem Hause meines Oheims an; allein es war verschlossen, denn alles war auf dem Felde, um die herrliche und uns so unentbehrliche Frucht einzusammeln. Aber da war schon Rat, denn mein Vetter, welcher in Zürich Medizin studierte, wußte die Orte schon, wo die Schlüssel hingelegt wurden, wenn niemand zu Hause war, und so waren wir bald in dem Wohnzimmer und erwarteten die zurückkehrenden Schnitter. Wir wurden freundlich bewillkommt, und nachdem wir den Abend mit Erzählen zugebracht hatten, legten wir uns zu Bette und ruhten von der Reise aus. Morgens früh stund ich auf und betrachtete das Haus, den Garten, die Glatt, kurz alles, was ich früher gesehen hatte, nahm das Frühstück zu mir und besuchte dann meine Verwandten, die ich zu Glattfelden hatte. . . . . (Baechtold I, 418.)

Heinrich zieht, wie einst Gottfried, zur Großmutter; sie empfängt ihn freundlich. „Dann setzte sie Wein und Brot auf den Tisch, stand lächelnd, bis ich getrunken und gegessen hatte, und setzte sich hierauf ganz nahe zu mir, da ihre Augen schwach waren, betrachtete mich unverwandt, während sie nach der Mutter und unserem Ergehen fragte und doch zugleich in Erinnerung früherer Zeiten versunken schien".[1]) Tönt da nicht, allerdings unendlich vertieft und wie wundersam verklärt, das einfache Sätzlein von 1832 durch „ . . . und besuchte meine Verwandten; zuerst meine liebe Großmutter, eine alte, aber freundliche Frau, welche mich allen Vettern und Basen vorstellte und immer mit meinem seligen Vater verglich, als er noch in meinem Alter war".

Die unmittelbar daran anschließenden Partien des ersten Bandes — Schluß von „Neues Leben", „Berufsahnungen", „Sonntagsidylle", sowie die im Heimatdorf handelnden Kapitel des zweiten Bandes sind dagegen eher aus dem Aufenthalte von 1834 und weiteren Besuchen in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, welche sicher stattgefunden haben, herausgewachsen. Verschiedenes spricht dafür. Das den zweiten Band einleitende Kapitel „Berufswahl — Die Mutter und die Ratgeber" knüpft offenkundig an den Briefwechsel mit der Mutter von 1834 an; das Brieflein „mit einigen wichtigen Aufträgen", auf dem statt eines Siegels ein gezeichneter Anker prangt, liegt heute noch in einer Mappe des Nachlasses auf der Stadtbibliothek.[2]) Und hinter dem Staatsmann, bei dem die Frau Lee um Rat anklopft und dessen wenig ermunternde Antwort sie dem Sohne übermittelt, steckt der Pate Gottfrieds, Obergerichtspräsident Junker Meiß, den Frau Keller damals aufsuchte.[3])

Ebenso ist aus dieser Periode der „Totentanz" hervorgegangen; starb doch die Großmutter 1835. Eindrücken aus den Jahren 1835 und 1837 dürften auch Szenen wie „Der Philosophen- und Mädchenkrieg" ihre Entstehung verdanken; zu dieser Zeit wirkte auch Spillmann im Dorf als Lehrer.

In den Partien des dritten Bandes spiegeln sich Stimmungen der vierziger Jahre wieder. Dieser Heinrich Lee zeigt eine frappante Aehnlichkeit mit dem Gottfried Keller, der im Sommer 1845 nach Glatt-

---

[1]) Grüner Heinrich I, 188.

[2]) Dat. 28. VIII. 1834, vgl. auch Baechtold I, 50, sowie das Faksimile auf S. 48.

[3]) Sie berichtet — wie im „Grünen Heinrich" — Gottfried darüber in einem Briefe vom August 1834. (Baechtold I, 48.)



Bleistiftzeichnung Gottfried Kellers. (Haus des Oheims mit einem Teil des Dorfes.)

(zu Seite 21)

felden zog; er hat sich, obwohl natürlich im Roman die zeitlichen Unterschiede nicht fixiert sind, dem Heinrich Lee des zweiten Bandes gegenüber ungefähr so verändert, wie der Dichter von 1845 im Vergleich zum jungen Maler von 1834.

Es ist besonders auffällig, wie in dem feinen und rührenden Kapitel „Annas Tod und Begräbnis" zum Teil genau dieselben Töne angeschlagen werden, wie in der Liebeslyrik von 1844/45. Das Motiv, welches hier wie dort wiederkehrt, ist die tote Geliebte. Die Klage um sie spricht vor allem aus „Mein Liebchen liegt im Rasengrün" und „Ich habe sie gesehen". Das letztere mutet wie eine poetische Umschreibung der kleinen Szene an, da Heinrich bei Annas Leiche die Totenwache hält.

I.

Mein Liebchen liegt im Rasengrün,
Das arme, schöne Kind;
Doch ist es nur bei Tage wohl,
Daß wir geschieden sind.

Bei Nacht schürzt es sein Leichentuch
Und steigt aus seinem Schrein,
Dann können wir drei Stunden lang
Vergnügt beisammen sein.

Dann schmück' ich ihr die Wangen rot
Und flechte ihr gold'nes Haar,
Dann küß' ich ihr die Augen auf,
So himmelblau und klar!

Wir spielen mit dem Lilienstrauß,
Der ihr am Busen steckt,
Und mit dem weißen Rosenkranz,
Der ihre Stirn' bedeckt.

Und wenn bei Sang' und Trinkgelag
Ich mich verspätet hab',
Läßt sie zum Gruß die Augen mir
Zurück auf ihrem Grab.

Sie denkt: Ich brauche sie ja nicht
In meiner Grabesruh;
Daß drunten es der Tod nicht merkt,
Drückt sie die Lider zu.

Siehst Du die blauen Sterne dort,
Die zwei, im grünen Kraut?
Das ist des Liebchens Augenpaar,
Das glühend nach mir schaut!

Du lachst und sagst, es seien ja
Johanniswürmer, zwei?
Du bist ein Narr, was man sich wünscht,
Das singt man sich herbei!

II.

Ich habe sie gesehen
Auf Blumen in einem Sarg;
Das bleiche, traute Antlitz
Ein weißes Tüchlein barg.

Ich hob es in die Höhe
Und legte meine Hand
Auf ihre dunklen Augen,
Auf ihre kalte Hand!

Auf ihre verschlossenen Lippen –
Fahr wohl, du blühendes Rot –
O weh mir, ich mußte sagen:
Nun wahrlich ist sie todt.

Da liegt die edle Rose,
Die einst so purpurn gelacht!
Es hat ein fremder Künstler
Eine weiße aus ihr gemacht.

Da liegt sie so starr und traurig,
Als hätte sie nie gelebt;
Ach Gott, es nimmt mich wunder,
Wo ihre Seele schwebt.

Kein Laut, kein Hauch, kein Ahnen,
Kein Flüstern um mich her!
Der Leib und ich in der Kammer —
Sonst alles still und leer!

Ich habe gespielt mit dem Leben
Und habe den Tod verlacht,
Nun ist er über mich kommen
Ganz höhnisch über Nacht!

Irgend ein schmerzliches Erlebnis, das rauhe Ende einer aufkeimenden Neigung muß die Vorliebe für dieses Motiv im Dichter geschaffen und ausgelöst haben. Sollte hier wirklich, wie Baechtold annimmt, die Erinnerung an die tote Jugendfreundin, Henriette Keller, so lange nachgewirkt haben? Jene starb schon 1838; die zwei Lieder sind 1845, das Kapitel im „Grünen Heinrich" allem nach noch später entstanden. „Mein Liebchen liegt im Rasengrün" würde, wenn es sich tatsächlich um Henriette Keller handelt, wie eine Wiederbearbeitung des in einem alten Skizzenbuch eingetragenen Gedichts „Das Grab am Zürichsee" erscheinen.[1])

Die Erinnerung an Henriette Keller war in der Mitte der vierziger Jahre noch in Keller lebendig; enthält doch das ebenfalls damals entstandene Gedicht „Wie sie sich da drehn im Tanze" die dafür bezeichnenden Verse:

„Daß Dich Gott mir treu behüte
Fern am grünen Wogensaum!

Fern am Wogensaum im Grabe
Schläft, was Lust und Leben war!"

womit augenscheinlich auf das Grab Henriettens in Richterswil angespielt ist.

Es kann aber auch eine andere schmerzliche Liebeserfahrung, vielleicht in Glattfelden selbst, von der wir keine Kenntnis haben, in Figur und Schicksale der Anna verwoben sein.

Wollte man auf rein äußere Einflüsse und Eindrücke abstellen, so ergibt sich ein eigentümliches Zusammentreffen. Im Juli 1844 wurde in Glattfelden eine Konfirmandin zu Grabe getragen, eine Anna Lee.[2]) Sollte Gottfried Keller damals gerade im Dorf geweilt haben — es ist nicht zu ermitteln, liegt aber keineswegs außer Bereich der

---

[1]) Abgedruckt bei Baechtold I, 83.

[2]) Vgl. Zivilstandsregister von Glattfelden, 1844.

Möglichkeit — dann wäre dieses Ereignis wohl als Ausgangspunkt für die Schilderung von Tod und Begräbnis der Geliebten Heinrichs gegeben. —

Der Dichter hat nicht alle Momente des Dorflebens aufgegriffen, nicht wahllos all' das wiedergegeben, was in seiner Gesamtheit sich ihm aufdrängte. Die Welt, die er uns zeichnet, ist eine andere als die, welche die Wirklichkeit ihm vorzeigte.

In dieser waren Licht und Schatten reichlich verteilt. Schatten gabs wohl mehr als Licht: die harte Arbeit, der karge Gewinn, den eine Gewitternacht vernichten kann, alle die tausend Sorgen und Mühen, die den Bauern, Mann wie Weib, frühzeitig tiefe Furchen ins Antlitz graben; die Roheit und Unwissenheit, das Häßliche und Gemeine, das noch tief in den Sitten der Landbewohner wurzelte. Von all' dem wird uns fast nichts vor Augen geführt. Nur ganz selten schimmert etwas durch. Der einzige, eigentlich rohe Zug ist der Tanz nach dem Leichenschmaus beim Begräbnis der Großmutter. Und dieser entspricht nicht einmal der Wirklichkeit. Wo aber werden z. B. die wüsten Auswüchse der „Lichtstubeten", der Nachtschwärmereien, zweier Hauptfaktoren im damaligen Dorfleben geschildert? Jene gestaltet der Dichter zu höchst gesitteten und lehrreichen Zusammenkünften der Dorfjugend, diese vereinigt er zu einer Art schalkhaften Nachtidylls. Oder was bleibt von den rohen Fastnachtsitten, dem ausschreitenden Treiben der Masken, noch übrig? Diese treten in einem kleinen, harmlos komischen Intermezzo auf den Plan. Die schüchternen Versuche aber, an der Fastnacht edlere Vergnügungen zu schaffen, werden in ein farbiges Bild von fast prophetischer Wirkung, in das Gewand eines Volksfestes im schönsten Sinne des Wortes gekleidet.

Von harter Arbeit, von Not und Sorge des Bauernlebens ist nicht die Rede. So ist die Ernte ein Fest, von dem Schnitter und Schnitterinnen fröhlich und munter zurückkehren zu der neuen Feier, die ihrer wartet. Die Dorfbewohner zeigen sich gleichsam im Sonntagsgewand. Heiter und guten Mutes gehen sie durchs Leben. Keiner ist verbittert, gedrückt, verschlossen. Keiner weist einen ausgeprägt schlechten Charakter auf. Allen wohnt eine gewisse Harmonie, eine gewisse Ruhe inne. Ihre menschlichen Schwächen offenbaren sich nur selten und dann vor allem in liebenswürdiger, humoristischer Gestalt. Haß, Zank und Streit, die Kleinlichkeiten, die so oft die Beziehungen zwischen den Dörflern unerquicklich gestalten, sind im Heimatdorf des

Heinrich Lee Ausnahmeerscheinungen. Der Interessenkonflikt, der sich anläßlich des Tellenspiels zwischen dem Wirt und dem Holzhändler entspinnt, entbehrt nicht einer würdigen Größe.

Und doch konnten die Schattenseiten des Dorflebens Keller nicht verborgen bleiben. Er, der scharfe Beobachter, dem die unwesentlichste Kleinigkeit nicht entging, mußte sie sehen. In der Wirklichkeit mußte er sie sehen, in der Dichtung wollte er sie nicht sehen. Deutlich zeigt er in der Schilderung von Dingen und Menschen die Tendenz zur Idealisierung.

Diese Tendenz ist zum größten Teil bewußt. Sie läßt sich in ihrem Kern ableiten unter anderem aus der politischen Gesinnung des Dichters. In den mancherlei großen und kleinen Stürmen, die im vierten und fünften Dezennium des vorigen Jahrhunderts das Schweizerland durchbrausten, war Gottfried Keller zum radikalen Demokraten herangewachsen. Seine demokratischen Anschauungen festigten sich im Verkehr mit Männern wie W. Schulz und A. L. Follen; sie erhielten neue Nahrung durch die badische Revolution, deren Zeuge der Dichter in Heidelberg wurde. Keller war zur Zeit, als er den „Grünen Heinrich" schrieb, begeisterter Volksmann durch und durch und als solcher wandte er auch dem damals vielfach verkannten Bauernstand seine Sympathie zu. Er wollte seine guten Seiten ins Licht rücken und suchte die trefflichen Kräfte hervorzuheben, die in ihm ruhen und nur geweckt und veredelt zu werden brauchen. Nach dieser Seite hin wirkt er volkserzieherisch. Er zeigt in der Regel das Volk nicht ganz so, wie es ist, sondern so, wie es sein könnte. So geschieht es im „Grünen Heinrich" mit den „Lichtstubeten" und vor allem im Tellenspiel. Hier schildert er ein prächtiges Volksvergnügen, das durchaus im Rahmen der Möglichkeit und Ausführbarkeit liegt. Das Volk braucht nur die Hand zu rühren und es kann sich aus eigener Kraft all' das schaffen, was es auf dem Papier so schön vor sich sieht. Die Idee, die Keller bei dieser Gelegenheit entwickelt und verwirklicht, kommt derjenigen sehr nahe, die er in dem prächtigen Zukunftstraum „Am Mythenstein" niedergelegt hat.

Wie sehr es dem Dichter darum zu tun war, das Landvolk ungünstig charakterisierende Momente möglichst wenig zu betonen, läßt die Nichtberücksichtigung eines politisch gefärbten Erlebnisses aus den stürmischen Herbsttagen des Straußenhandels von 1839 erkennen.

Die liberale Zürcherregierung hatte den bekannten freisinnigen Theologen Dr. Strauß als Professor an die Universität berufen, was

in konservativen Kreisen die größte Erbitterung wachrief. Die Gegensätze zwischen Radikalen und Konservativen hatten sich dadurch in gefahrdrohender Weise verschärft. Die konservative Landschaft namentlich war in großer Aufregung. Als der fanatische Pfarrer Bernhard Hirzel in Pfäffikon am Abend des 5. September Sturm läuten ließ, verbreitete sich das Alarmsignal von Dorf zu Dorf, und der kommende Morgen sah von überall her bewaffnete Bauern nach der Stadt ziehen, um die Regierung und die verhaßten „Straußen" in Schrecken zu setzen.

Auch in Glattfelden ertönten am Morgen des 6. September die Sturmglocken. Gottfried Keller scheint damals bei den Verwandten geweilt zu haben; wie Baechtold erzählt, befand er sich gerade mit dem Oheim beim Emden.[1]) „Er warf seine Gabel weg und eilte, ohne etwas zu genießen, nach der entfernten Hauptstadt, seiner bedrohten Regierung beizustehen".

Dieses Erlebnis hat sicher auf den jungen Radikalen Keller einen großen Eindruck ausgeübt. Es hätte sich auch im Roman sehr gut verwerten lassen. Man denke sich nur das prächtige Bild der empörten und aufgeregten Bauern, die sich mit Sensen, Gabeln, Dreschflegeln, ꝛc. bewehrt, zusammenrotteten. Und doch erwähnt der Dichter im „Grünen Heinrich" seiner mit keiner Silbe. Er tat es nicht deshalb, weil er grundsätzlich keine politischen Akzente hineinbringen wollte, sonst hätte er die politischen Gespräche des Lehrers und des Statthalters auch eliminiert.

Aber er, der überzeugte Liberale und „Strauß" hätte die Bauern als reaktionäre Fanatiker schildern müssen, die gerade die Ideen, für welche er sich begeistert einsetzte, erbittert bekämpften. Das wollte er weder als Politiker noch als Dichter. Ebensosehr widerstrebte es ihm, eine direkt gegenteilige Schilderung zu bringen und die Bauern etwa gar als Freunde der Regierung und der Liberalen hinzustellen. Dazu hing er zu sehr am Realen. Um sich jeden Widerspruch zu ersparen, ließ er dieses Moment überhaupt außer Betracht.

Das Beispiel dokumentiert vielleicht weniger, daß Keller idealisiert, als wie er idealisiert. Die Idealisierung ist bei ihm stets auf realer Grundlage aufgebaut. Er stellt z. B. niemals tatsächlich schlechte Zustände oder Menschen als gute hin. Die realen Verhältnisse müssen

---

[1]) Woher Baechtold diese Gewißheit hatte, konnte ich nicht ausfindig machen. (Baechtold I, 90.) — Beim Emden: beim Einbringen des Herbstgrases.

gewissermassen Handhaben zur Idealisierung bieten, um diese zu rechtfertigen. So schildert der Dichter die Dorfbewohner im „Grünen Heinrich" als frohe, lebenslustige Menschenkinder, die ein fast idyllisches Dasein führen. Das ist insofern berechtigt, als die Glattfelder (wie a. O. angedeutet) in der Tat ein lebendigeres Naturell besitzen als die Bauern anderer Gegenden; so gestaltet er auch die Fastnachtsfeier zu einem patriotischen Fest, weil in Wahrheit Ansätze zu solchen Bestrebungen vorhanden waren. Kellers Idealisierung ist also weniger eine absolute als eine relative zu nennen. Er geht immer nur einen oder ein paar Schritte weiter als die Wirklichkeit, nie aber nach der entgegengesetzten Seite. Darauf beruht es, daß Dinge und Menschen bei ihm stets so naturwahr erscheinen, obwohl sie nicht so sind, wie wir sie sehen. Dies entspricht Kellers Definition der Poesie als der Wirklichkeit in größerer Fülle. Darin besteht auch, wenn man es so nennen will, sein erzieherischer Wert: er führt uns nicht ein unerreichbares Ideal vor Augen, sondern nur eine höhere Stufe des Bestehenden, die bei gutem Willen und mit Einsetzung aller Kräfte ganz oder teilweise erreichbar sein sollte.

In dieser Verbindung von Realismus und Idealismus liegt das Geheimnis der Kellerschen Kunst.

Als scharfer Beobachter wahrt er das Reale in den kleinsten Dingen. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: Im Kapitel „Das Fastnachtsspiel" wird erzählt, wie die jungen Burschen und Mädchen den Beginn des Freudentages mit einer Alpfahrt feiern. „Die Leute hatten nur ihre altherkömmliche Sonntagstracht anzulegen gebraucht, mit Ausschluß aller eingedrungenen Neuheiten und Hinzufügung einiger Prachtstücke ihrer Eltern oder Großeltern, um ganz festlich und malerisch auszusehen. Die frischen Hemdärmel der Jünglinge und Mädchen, ihre roten Westen und blumigen Mieder leuchteten weithin in frohem Gewimmel . . . .[1]) Die Tracht, wie sie hier beschrieben ist, entspricht genau der, welche zu jenen Zeiten als kümmerliche Ueberreste früherer Herrlichkeit noch in der Sonntagsgewandung fortlebte. Oder es sei auf das geschickt der Wirklichkeit entnommene Moment der Auswanderung hingewiesen; auch der Streit zwischen dem Wirt und dem Holzhändler entbehrt nicht der tatsächlichen Grundlage, sondern knüpft an ähnliche Konflikte anläßlich des Baues der Straße von Zürich nach Eglisau, zu Anfang der vierziger Jahre, an.

---

[1]) Grüner Heinrich II, 374.

Das Dorfbild im „Grünen Heinrich" trägt im großen und ganzen mehr den Charakter eines Idylls an sich, in dem manche Härten der Wirklichkeit ausgemerzt sind, und das ein sonniges Bild ohne Schatten zeigt. Wenn dem so ist, so resultiert dies nicht allein aus der bewußt idealisierenden Tendenz, sondern, zum Teil wenigstens, auch aus der zeitlichen und örtlichen Distanz zwischen Rezeption und Reproduktion.

Es ist, wie an anderer Stelle ausgeführt wurde, nicht unwahrscheinlich, daß Keller diese Szenen erst in Berlin ausgearbeitet hat; sicher sind sie erst dort niedergeschrieben worden. In Glattfelden selbst entstanden sie auf keinen Fall, so daß die örtliche Entfernung unter allen Umständen vorhanden war. Zeitliche und örtliche Distanz zwischen Rezeption und Reproduktion haben aber zur Folge, daß die Eindrücke verschwimmen, daß sie unbewußt verschönt und ausgesponnen werden. Selbst bei einem so gedächtnisstarken Dichter wie Keller mußte dieser Prozeß vor sich gehen; es bleibt auch so noch bewundernswert, wie scharf sein Erinnerungsvermögen in den kleinsten Einzelheiten ist. Es sind vielleicht weniger detaillierte Züge, die sich unmerklich idealisierten, als die Farbenstimmung, in die das Dorfbild als Ganzes getaucht ist, der Tenor der Schilderung dieser Partien. Die Erinnerungen sind an sich größtenteils die gleichen geblieben, aber die unermüdlich schaffende Phantasie wob um sie allmählich ein so feines Gewebe, daß sie wie in einem neuen Gewand erscheinen.

Zudem ist zu bedenken, aus was für Lebensumständen heraus Keller den „Grünen Heinrich" niederschrieb. Es geschah in Berlin, anfangs der fünfziger Jahre. Damals befand er sich zeitweise in den mißlichsten Verhältnissen; mehrmals sah er sich der bittersten Not ausgeliefert; tiefer und tiefer stürzte er sich in Schulden und dennoch hatte er oft kaum einen Groschen in der Tasche, um den nagendsten Hunger zu stillen. In dieser Lage verfaßte er den Hauptteil des „Grünen Heinrich"; da mochten ihm die Zeiten im Heimatdorf als prächtige Oasen in seiner Lebenswüste erscheinen. Sie mußten sich ihm infolge seiner traurigen Situation, seiner gedrückten Stimmung doppelt schön und verlockend präsentieren. So klingt es durch diese Partien stellenweise wie eine leise Sehnsucht. Der Dichter gießt in seinem Schaffen über sie all' das sonnige und satte Behagen aus, welches ihm die grausame Wirklichkeit versagt. Es ist wie ein seliges Träumen von entschwundenen guten Tagen, von einer schöneren Welt. Aus dem grauen

Werktagsgetriebe des Lebens im öden märkischen Sand macht er einen festlichen Sonntagsspaziergang durch lachende Gefilde der Jugend und des fernen Heimattales.

Eine Parallele zwischen der Wirklichkeit und der Schilderung im Roman erhellt vor allem auch die eminent schöpferische Kraft und die überreiche Phantasie des Dichters. Ihm eignete die wundervolle Gabe, aus den unscheinbarsten Anhaltspunkten eine ganze Episode oder ein ganzes Kapitel zu entwickeln, die geringfügigsten Realitäten poetisch umzuwerten. Es ist bewundernswert, an Hand von was für bescheidenen Zügen der Wirklichkeit er die Meretleingeschichte aufgebaut hat, die nicht nur an sich ein vollendetes Kunstwerk darstellt, sondern zugleich ergreifend ein pädagogisches Prinzip verarbeitet. Wie üppig schlingen sich ferner die Kapitel „Das Gericht in der Laube", „Bohnenromanze", „Sonntagsidylle" als reizende Ranken um die starre und nackte Struktur der Tatsachen.

Eine kleine Gegenüberstellung erweist, was die Kunst des Dichters in dieser Beziehung auch im kleinsten vermag. Näf erzählt in seiner Geschichte von Glattfelden die Sage von den Heidenstuben. „Als das Christentum bei uns Eingang gefunden, seien am Ende noch zwei Heiden übrig geblieben, welche die Annahme des Evangeliums durchaus verweigerten. Man habe sie dann aber vielfach verfolgt, so daß sie zuletzt flohen. Sie seien über den Laubberg gegangen und hätten am jenseitigen Abhange desselben gegen den Rhein in einer Felsenhöhle den Rest ihres Lebens zugebracht. Man nennt auch wirklich jetzt noch zwei Vertiefungen in jenen Felsenabhängen Heidenstuben."[1]) Keller griff die Sage auf und verwendete sie im Kapitel „Bohnenromanze". Heinrich und Anna wandern dem Dorfe zu und lagern sich bei den Heidenstuben. Anna erzählt ihrem jungen Begleiter, was es mit diesen Höhlen für eine Bewandtnis habe. „Als das Christentum ins Land drang, mußten sich die Heiden verbergen, welche nicht getauft sein wollten. Eine ganze Haushaltung mit vielen Kindern flüchtete sich in das Loch dort oben, man weiß gar nicht, auf welche Weise. Und man konnte nicht zu ihnen gelangen, aber sie fänden den Weg auch nicht mehr heraus. Sie hausten und kochten eine Zeit lang und ein Kindlein nach dem andern fiel über die Wand herunter ins Wasser hier und ertrank. Zuletzt waren nur noch Vater und Mutter übrig

---

[1]) Näf, Geschichte von Glattfelden, pag. 96.



Auf dem Friedhof von Glattfelden.

(zu Seite 24)

und hatten nichts mehr zu essen und nichts zu trinken und zeigten sich als zwei Jammergerippe am Eingange und starrten auf das Grab ihrer Kinder, zuletzt fielen sie vor Schwäche auch herunter und die ganze Familie liegt in diesem tiefen, tiefen Wasser; denn hier geht es so weit hinunter, als der Stein hoch ist."[1])

Die Sage ist im Grunde genommen genau die gleiche geblieben. Der Dichter hat nur wenige kleine Züge frei hinzu erfunden; an Stelle der zwei Heiden setzt er eine große Familie; sie kann die Höhle, in die sie sich geflüchtet, nicht mehr verlassen; die Kinder fallen eins nach dem andern ins Wasser, die Eltern trifft zuletzt das gleiche Schicksal, und der Teich wird so zum gemeinsamen Grabe. Und doch genügen diese Kleinigkeiten, um über die Sage einen rührenden poetischen Zauber auszubreiten. Der überlieferte Kern wird mit besondern menschlichen Schicksalen umkleidet. Durch diese Vertiefung wirkt sie ungleich feiner und zumal logischer im Munde der zarten Sprecherin, und ihr Stimmungsgehalt fügt sich so aufs beste dem der ganzen Szene ein.

Keller geht noch weiter. Er transponiert die Sage gleichsam in die Gegenwart: ein Mann und ein Weib mit einigen Kindern erscheinen plötzlich am Rande der Höhle, aus der mit einem Mal ein blauer Rauch aufsteigt. Wandernde Zigeuner haben sich die Heidenstube zum Schlupfwinkel auserkoren und sind so die Nachfolger der alten Heiden geworden — eine geschickte Anknüpfung von verblüffender Realität. So wird die einfache Sage in glücklichster Weise zweimal verwertet, und beide Male werden ihr neue Seiten abgewonnen.

Es liegt nahe, die Gegenüberstellung von Rezeption und Reproduktion, soweit sie hier berührt wird, auch in den Dienst der — namentlich früher — umstrittenen Frage zu stellen, ob der „Grüne Heinrich" eine Selbstbiographie oder ein Roman zu nennen sei. Irgendwelche erhebliche Klärung wird dadurch allerdings nicht gebracht.

Und es ist im Grunde genommen auch nicht notwendig, in dieser Hinsicht eine genaue Klassifizierung vorzunehmen. Der große und seltene Wert des „Grünen Heinrich" ist zum Glück nicht von solchen Definitionen abhängig.

Das Werk ist am besten als Mittelding zwischen Selbstbiographie und Roman zu bezeichnen; es haftet ihm etwas „Amphibisches" an, wie sich Theodor Vischer originell ausdrückte. Adolf Frey hat es in seiner

---

[1]) Grüner Heinrich II, 254/55.

Kritik mit Recht einen „poetischen Rechenschaftsbericht“ genannt.[1]) Der erste Teil nähert sich unstreitig mehr der künstlerischen Selbstbiographie, der zweite eher dem Roman. Aber beiderseits spielt die eine Form in die andere hinüber. Eigentliche Selbstbiographie ist der „Grüne Heinrich“, was den Kern, die innere Entwicklung des Helden anbetrifft; der Rahmen dagegen, in dem sich diese Entwicklung abspielt, ist in manchem romanhaft gehalten, auch im ersten Teil.

Die gleiche Scheidung läßt sich vornehmen, wenn man das erstere als die subjektive, das zweite als die objektive Partie des Werkes bezeichnet. Freilich, der „Grüne Heinrich“ als Ganzes ist eine subjektive Schöpfung und in der subjektiven Schaffensperiode des Dichters entstanden. Deutlich zeigt sich aber im Roman selbst ein Streben nach Objektivierung, das in den Teilen, die hier vorzugsweise in Betracht kommen, vielfach hervortritt. Einerseits gebot die Rücksicht auf noch lebende Persönlichkeiten verschiedene Maskierungen und Veränderungen, anderseits war Keller darauf bedacht, die Identität des Heinrich Lee mit seiner eigenen Person nicht allzudeutlich durchscheinen zu lassen. Er wußte dies in der Schilderung des Helden wie seiner Umgebung so trefflich durchzuführen, daß gerade die Leute, welche die tatsächlichen Verhältnisse erkennen sollten und durften — die Familie und die Freunde — sofort den Zusammenhang errieten, während Fernerstehende den zwar feinen aber dichten Schleier nicht zu lüften vermochten.[2])

Dennoch erschien dem Dichter gerade bei den in Frage stehenden Kapiteln manches zu persönlich, zu sehr angetan, die Beziehungen zur Wirklichkeit auf den ersten Blick ahnen zu lassen. Er wollte den „Grünen Heinrich“, äußerlich wenigstens, möglichst unpersönlich, als reinen Roman gestalten und ihm das, was zu stark den Charakter einer Selbstbiographie betonen konnte, tunlichst nehmen. Zu diesem Bestreben gesellte sich die künstlerische Schulung und die Neigung zu

---

[1]) Sonntagsblatt des „Bund“, No. 10, 6. III. 1881.

[2]) Die Mutter äußert im Brief vom 11. März 1854: „. . . Sie (die drei ersten Bände) haben uns sehr angesprochen, besonders da der Hauptinhalt meistens Dein Jugendleben, Deine Buben- und Schulgeschichten betrifft. Obschon alles in anderen Gestaltungen und fremdartigen Umwandlungen dargestellt ist, so können die Personen, welche diese Erlebnisse am besten wissen, auch das Wahre herausnehmen . . .“ (Baechtold II, 248.)

Der Onkel läßt sich in einem Schreiben vom 15. Mai 1856 folgendermaßen vernehmen: „Einstweilen hab' ich Dein Geistesprodukt verschlungen, es hat mich trefflich unterhalten, ich habe meinen l. Gottfried von Anfang bis zu Ende erkannt.“

objektivem Schaffen, welche sich in den späteren Werken — „Zürcher Novellen" und „Sinngedicht" — offenbart. Beide Faktoren ließen den Poeten, als er in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre an die Umarbeitung des „Grünen Heinrich" ging, Aenderungen vornehmen.

So ist z. B. die Charakteristik des Heimatdorfes in der ersten Fassung verschiedentlich präziser und eingehender:[1])

„Das Dorf zählt (etwa) zweitausend Bewohner, von welchen je etwa (drei)hundert den gleichen Namen führen, aber höchstens zwanzig bis dreißig von diesen pflegen sich Vetter zu nennen, weil die (Familien)-erinnerungen selten bis zum Urgroßvater hinaufsteigen . . .

Ein großes rundes Gebiet von Feld und Wald bildet ein reiches unverwüstliches Vermögen der Bewohner; (doch ist es eigentlich nicht ganz rund, indem mancher mächtige Acker, manche Zelle Laub- und Nadelholz jenseits der Hügel hinunter kühn und naseweis in das Gebiet anderer Gemeinden eingreift, während jene sich gelegentlich durch die glückliche und listige Erwerbung eines dreieckigen Stückes rächen, daher das ganze einen so zerfetzten Rand hat wie einen Bettlermantel). Dieser Reichtum . . ."[2])

Anderswo schildert die erste Fassung die Aussicht von einer kleinen Hochebene in der Umgebung des Heimatdorfes folgendermaßen: „Am entgegengesetzten Rande des hohen Feldes, wo die Föhren sich lichteten, sah man über zuerst grüne, dann immer blauer werdende Bergrücken hin nach dem Gebirge im Süden, welches in seiner ganzen Ausdehnung von Ost nach West vor uns lag, von den Appenzellerkuppen bis zu den Berneralpen, aber so fern, (daß man nur den hohen Schnee sah, in schwachem Rosenlicht, der Jura lag zu tief und der See bei meiner Stadt lag vollends in der Tiefe unsichtbar begraben,) wie ein Traum".[3])

In der Charakteristik der Dorfbewohner mildert die zweite Fassung verschiedenes. So ersetzt der Dichter die Stelle: „ . . . und was die Missetaten betrifft, so hat der Bauer so gut Ursache wie der Vornehme, die seiner Väter in Vergessenheit begraben zu wünschen, denn er ist zuweilen eine so wüste und wilde Bestie, wie manches andere Menschenkind" — durch die gemäßigtere: „ . . . denn er ist zuweilen trotz seines Hochmutes auch nur ein Menschenkind".[4])

---

[1]) Die eingeklammerten Partien sind in der zweiten Fassung eliminiert.

[2]) Grüner Heinrich, 1. Fassung, I, 93/94.

[3]) „ 1. „ II, 34/35.

[4]) „ 1. „ I, 94.

In der Schilderung einer der abendlichen Zusammenkünfte der jungen Dorfbewohner nimmt er folgende Aenderung vor: „Als nach dem Nachtessen sich die Eltern zurückgezogen und einige junge Dorfbewohner beiderlei Geschlechts dafür ankamen, um noch einige Stunden zu plaudern, bemerkte ich, daß die Gegenstände der Liebe und der geschlechtlichen Verhältnisse nun ausschließlicher und ausgeprägter der Stoff der neckischen Gespräche geworden . . ."; in der Umarbeitung heißt es: „ . . . daß die Liebesangelegenheiten . . .".[1]). Beispiele dieser Art finden sich in großer Zahl.

Bemerkenswerterweise ist ferner in der zweiten Fassung der lange Exkurs über das Seminar und seinen Leiter, Thomas Scherr, dem Keller als Radikaler sympathisch gegenüberstand, vollständig ausgeschieden; dem gleichen Schicksal verfiel die Ansprache, in der ein Vetter des Heinrich Lee den Jüngling auffordert, ein wackerer Volksmann zu werden.[2]) Augenscheinlich ist dies geschehen, um eine allzu persönliche Färbung zu vermeiden; auch soll ja im „Grünen Heinrich" in erster Linie die Entwicklung des Helden zum Künstler und nicht zum Politiker geschildert werden. Sicher hat das Werk durch alle diese Veränderungen künstlerisch gewonnen.

Die Episoden im Heimatdorf gehören unstreitig zu den schönsten des ganzen „Grünen Heinrich". Schon Hermann Hettner läßt sich in seinem Brief vom 19. Februar 1845 in diesem Sinne vernehmen: „Namentlich die idyllischen Sommer auf dem Lande, die Familie des Pastors, der Schulmeister, die lieblich seelenhafte Anna und die gesund sinnliche Judit, sowie der Held selbst, wie er naiv und doch immer klar und taktvoll durch alle diese mannigfachen Situationen und Verwicklungen hindurchschreitet, sind von unübertrefflicher Meisterschaft der Situationsmalerei sowie der Charakteristik."[3]) Sie sind, weit entfernt von bloßer nackter Beschreibung, von der feinen Kunst des Meisters in reichem Maße durchdrungen. Von ihnen als Ganzes gilt, was Vischer von einer einzelnen Stelle (dem Besuch Heinrichs bei der Großmutter) sagt: „Ich denke, wer dieses Bild gezeichnet hat, versteht im streng Realen ideal zu sein, um das Lebenswahre den Schleier zu ziehen, der ihm den Zauber des ahnungsvollen Traumes gibt."[4])

---

[1]) Grüner Heinrich, 1. Fassung II, 219.
[2]) „ 1. „ II, 252.
[3]) Abgedr. Baechtold II, 241.
[4]) Gottfried Keller (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1874, No. 203/10.)



Haus der Großmutter, in dem Kellers Vater seine Jugendzeit verlebte.

(zu Seite 51)

III.

Rückblicke und Ausblicke.

Einflüsse — Jeremias Gotthelf — Berthold Auerbach — Art ihres Einflusses — Die schweizerische Dorfgeschichte — Die Dorfszenen im „Grünen Heinrich" und Dorf und Bauern bei Gotthelf — Das Milieu — Die Menschen — Individualität der beiden Dichter — Art ihrer Kunst — Romeo und Julia auf dem Dorfe — Gemeinsame Gesinnung.

* * *

Es waren nicht nur bewußte Erwägungen persönlicher und künstlerischer Natur, auf Grund derer Gottfried Keller die Dorfszenen in den Plan des „Grünen Heinrich" aufnahm, sie ausgestaltete und ihnen in dem Werk den hervorragenden Platz anwies, den sie jetzt einnehmen. Beschlagen sie doch von den siebzig Kapiteln, in welche die zweite Fassung den Roman kleidet, nahezu ein Drittel. Es mußten auch unbewußte Kräfte, in deren Bann der Dichter stand, mitwirken.

1849 erschien in den „Blättern für literarische Unterhaltung" aus Gottfried Kellers Feder die Anzeige von Jeremias Gotthelfs „Doktor Dorbach", „Der Wühler" und „Die Bürglenherren in der heiligen Weihnachtsnacht anno 1847". Mit diesen Artikeln setzt die Reihe der Rezensionen ein, deren Gegenstand Werke des Pfarrers von Lützelflüh bilden.[1]) Diese Rezensionen sind ein sprechender Beweis für das rege Interesse, das Keller Bitzius entgegenbrachte, ein treffliches Zeugnis der eingehenden und kritischen Lektüre, welcher der Zürcher Poet die Schriften des bernischen Volksdichters unterzog.

Ferner trug sich Gottfried Keller in Berlin mit dem Gedanken, eine Anzahl kleinerer Erzählungen Gotthelfs zu dramatisieren, unter anderem „Elsi, die seltsame Magd", „Wie Joggeli eine Frau findet" und „Michels Brautschau". Letztere zwei sollten den Stoff für ein Lustspiel

---

[1]) 1849—1855 in den „Blättern für literarische Unterhaltung" publiziert; wieder abgedruckt von Baechtold in den „Nachgelassenen Schriften Gottfried Kellers".

abgeben.[1]) Über diesen Plan informiert eine Notiz Kellers vom Herbst 1851[2]): „Lustspiel nach zwei Erzählungen von Bitzius: „Wie Joggeli eine Frau findet" und „Michels Brautschau". Hauptinhalt: Die antike Gestalt eines schlauen und erfindungsreichen Freiers; die ursprünglichen Verhältnisse und Situtationen eines alten echten Volkslebens auf dem Lande. Kluge Frauen, rc. Das Provinzielle und Lokale ist in allgemeine Poesie aufzulösen."

Der Plan teilte das Los der meisten Kellerschen Dramenpläne: er wurde nicht verwirklicht.

Diese zwei Tatsachen dokumentieren deutlich den Einfluß Gotthelfs auf Keller. Persönlich haben sich die beiden Großen nicht gekannt, und wenn sie sich gekannt hätten, so wären sie kaum Freunde geworden. Dazu waren sie zu verschiedengeartete Naturen. Auch brieflich haben sie nicht miteinander verkehrt.

Anderer Art war das Verhältnis Kellers zu dem Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten", Berthold Auerbach. Mit ihm verband den Zürcher Dichter persönliche Bekanntschaft und ein — zwar nicht allzu reger — Briefwechsel. Die persönliche Bekanntschaft datierte aus der Heidelberger Zeit. Auerbach pflegte wie Keller regelmäßig in dem gastlichen Hause des Hofrats Christian Kapp zu verkehren und traf den Verfasser des „Grünen Heinrich" neuerdings 1855 in Dresden, als er von Berlin heimkehrte.[3]) Der schwäbische Poet bekundete dem um sieben Jahre jüngern Schweizer das größte Wohlwollen. Nach dem Erscheinen der Seldwyler Novellen trat er in dem Aufsatz „Gottfried Keller von Zürich" warm für ihn ein. „Es ist ein Elend und eine

---

[1]) Sowohl Baechtold (II, 23) als auch Preitz (Gottfried Kellers dramatische Bestrebungen, S. 138) erwähnen: „Wie Joggeli eine Frau findet", wie Keller selbst schreibt, eine Erzählung Gotthelfs mit diesem Titel existiert aber gar nicht; der Titel in den Erzählungen heißt: „Wie Hans Joggeli eine Frau sucht."

[2]) Ich zitiere nach Preitz. Baechtold nimmt Herbst 1852 an. (II, 23).

[3]) Bettelheim in seiner Auerbachbiographie schreibt zwar: „Im September (1847) bezog das Paar (Auerbach und Auguste Schreiber) das Heidelberger Heim. Auch Johanna Kapp und ein etwas linkischer, wenig gekannter Schweizer Dichter namens Gottfried Keller fanden sich in Bertholds Häuslichkeit ein". Das ist nun schlechterdings unmöglich. Denn Gottfried Keller kam erst im Oktober 1848 nach Heidelberg; bereits im April 1848 aber war Auerbachs Frau, nachdem sie einem Knaben das Leben geschenkt, gestorben. Der Dichter lebte bis zu seiner Wiederverehlichung im Sommer 1849 größtenteils auf Reisen, dann siedelte er nach Dresden über. Bettelheim sagt selbst (S. 214): „Im Mai 1848 löste der Witwer seinen Hausstand auf." Die Bekanntschaft muß daher wohl im Hause Christian Kapps geschlossen worden sein.

Schande", schrieb er, „daß ein solcher voller Poet, der mehr ist als wir Mitlebenden alle, nicht mit Begeisterung aufgenommen und hochgehalten ist." Als Zeichen der Dankbarkeit Kellers erhielt Auerbach zu verschiedenen Malen Beiträge für seinen „Deutschen Volkskalender", so 1861 „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", 1863 „Verschiedene Freiheitskämpfer", 1866 „Der Wahltag". Daß er bei dieser Gelegenheit ähnliche Erfahrungen machen mußte, wie seinerzeit der Verleger des „Grünen Heinrich", tat dem guten Einvernehmen keinen Eintrag.

Mit dem Dichterwerk Auerbachs beschäftigte sich Keller ebenfalls eingehend. Verschiedenes spricht dafür. Er zieht ihn in den Rezensionen über Gotthelf mehrfach heran und läßt dabei seine Anerkennung und Wertschätzung klar genug durchblicken.

„Wenn man gegenwärtig von Volksschriftstellern spricht, so stehen Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf obenan." So leitet er einen Abschnitt in der Besprechung von „Uli, der Knecht" und „Uli, der Pächter" ein. Und sicher bilden die zwei Männer einen Faktor in Gottfried Kellers dichterischer Entwicklung. Sie haben die Vorliebe des Dichters, die kleinen Leute, das Volk, die Bauern als die Hauptfiguren der bald ernsten, bald heitern Vorgänge, die seine reiche Phantasie ausgesponnen, auftreten zu lassen, wenn nicht geschaffen, so doch verstärkt und ausgebildet. Sie wiesen ihn auf die Dorfgeschichte hin und bewogen ihn, sich auf diesem Gebiet selbst zu betätigen. Ein glückliches Geschick fügte es, daß diese Anregungen schon im „Grünen Heinrich" verwirklicht werden konnten: eingehende Kindheitserinnerungen aus dem Heimatdorf boten die Handhabe dazu und erfuhren eine liebevollere und weitergehende Ausgestaltung, als es wohl sonst geschehen wäre. Denn es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß die endgültige Niederschrift dieser Szenen, zum Teil wenigstens, zeitlich mit dem Erscheinen der Rezensionen Gotthelfscher Werke zusammenfällt.

Daß Keller gerade sein Augenmerk auf die zwei Volksschriftsteller richtete, ist begreiflich. Sah er doch in ihren Schriften bis zu einem gewissen Grad die Realisierung seiner hohen Auffassung von der Aufgabe der Dichtkunst, nicht nur auf die Gebildeten schön und erfreuend zu wirken, sondern die weitesten Kreise des Volkes zu begeistern, zum Schönen zu erziehen und geistig zu heben. Wie ernst es ihm damit war, darüber gibt schon das Tagebuch von 1843 Aufschluß: „Wenn die große Befreiung realisiert würde und ich ein Steuermann derselben wäre, so würde ich zuerst die Leihbibliotheken alle verbrennen lassen,

um sie neu herzustellen. Aller Schund von namenlosen oder sonst schlechten Roman- und Dramaschreibern würde total zerstört und lauter gute Nahrung angeschafft. Ich würde das Volk zwingen, entweder etwas Gutes, Belehrendes, oder gar nichts zu lesen. Ich würde auch eine Zensur einführen, aber nur für geistlose und mittelmäßige Bücher.[1]") Wollte aber das Volk nicht zur Literatur kommen, so mußte diese nach engerem Kontakt mit dem Volke streben. Und wie Keller sich für den Poeten die Erfüllung dieser Forderung dachte, berichtet er in einem Brief an Auerbach:[2]) „Dagegen halte ich es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft soweit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja, so seien sie und so gehe es zu. Tut man das mit einiger wohlwollender Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innersten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äußerlich wird." Bitzius und Auerbach hatten den Versuch gemacht, diesen Weg zu beschreiten.

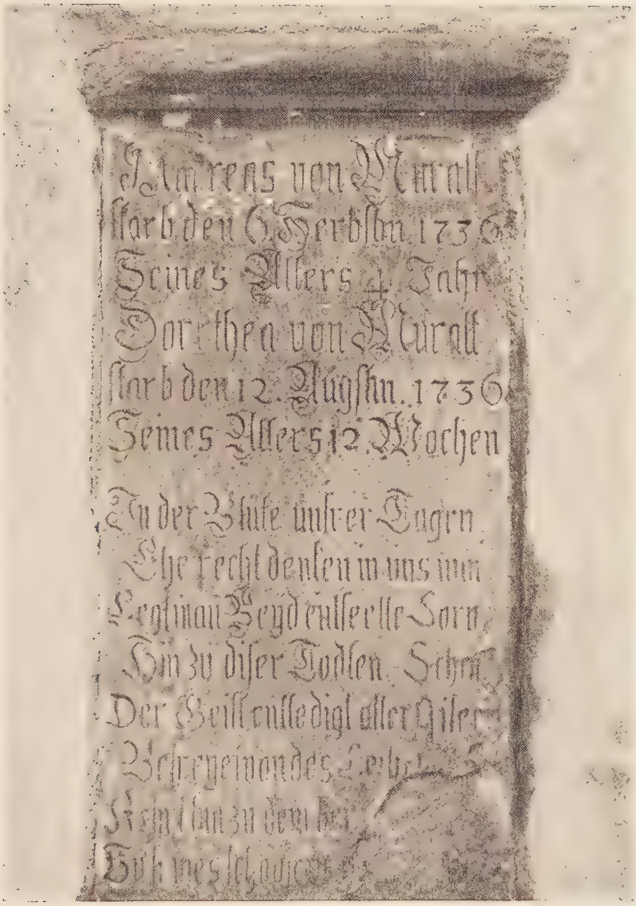
Die Dorfgeschichte war in der schweizerischen Literatur keine neue Erscheinung. Gotthelf setzte, allerdings in vollkommenerer Form, fort, was J. K. Hirzel, Heinrich Pestalozzi und andere vorher begonnen hatten. Auch bei ihm macht sich jedoch der utilitaristische Einschlag, welcher der schweizerischen Dorfgeschichte im Gegensatz zum mehr idyllischen der deutschen eignet, hie und da störend bemerkbar. Auch von ihm gilt bis zu einem gewissen Grade, was Mörikofer in seiner „Schweizerischen Literatur des 18. Jahrhunderts" sagt: „Sie (die Schweizer Dichter) waren weit davon entfernt, in erster Linie ihre Aufgabe im Bücherschreiben zu suchen. Als treue Bürger, im öffentlichen Amt und im selbstgewählten Berufe suchten sie für ihre Mitbürger zu arbeiten". Von den Genannten kann keiner als Dichter seinen Beruf ganz verleugnen: aus Hirzel spricht zeitweise der Arzt, aus Pestalozzi der Lehrer und aus Gotthelf der Pfarrer.

Der Deutsche Auerbach verfehlte nicht, dies den Schweizern zum Vorwurf zu machen. In „Schrift und Volk" wendet er sich gegen sie mit dem Satze: „Lehrer, Pfarrer und Beamte können selten so in das Dorfleben eindringen wie ein Kind, das von Jugend auf in solches versenkt war".

---

[1]) Baechtold I, 220.

[2]) Baechtold II, 465.



Alter Grabstein im Friedhof von Glattfelden.

(zu Seite 57)

Auerbach war allerdings ein echtes Dorfkind, das die dreizehn ersten Jahre seines Lebens im heimatlichen Nordstetten zugebracht hatte. Seine „Dorfgeschichten“ ernteten mit Recht großen Erfolg und bilden ein wertvolles Blatt im deutschen Dichterbuch. Aber auch in ihnen findet sich stellenweise ein zu stark ausgeprägter tendenziöser Zug, so im „Luzifer“, welcher der künstlerischen Wirkung etwelchen Eintrag tut.

Keller, so hoch er die beiden schätzte und obschon er unter ihrem Einfluß stand, wußte ihre Vorzüge zu übernehmen und ihre Schwächen von sich fernzuhalten. Bitzius und Auerbach wiesen ihm das Prinzip der volkstümlichen Dichtung, das Stoffgebiet, das Milieu; in der Behandlung und Verwertung desselben ging er seine eigenen Wege und schuf sich seine eigenen Grundsätze. Ihm gelang fast mühelos, was jene nicht immer vermocht: das Bestreben, erzieherisch zu wirken, mit vollendet künstlerischer Form zu vereinen und, wie er es sich beim Plan dramatischer Bearbeitung Gotthelfscher Erzählungen vorgenommen, das Provinzielle und Lokale in allgemeine Poesie aufzulösen. Er und der ihm in manchem verwandte Jakob Frey haben damit für die schweizerische Dorfgeschichte eine neue Aera eingeleitet.

Es muß befremden, daß Keller nirgends seinen Zeitgenossen, den Zürcher Volksdichter Jakob Stutz erwähnt, der seit 1842 in seiner romantischen Jakobsklause bei Sternenberg hauste. Vermutlich war ihm weder der Mensch sympathisch noch vermochte er seinen Werken – wohl wegen ihres oft geringen künstlerischen Gehalts – Geschmack abzugewinnen.

Das Urteil, das Meister Gottfried in seinen Rezensionen über den Berner fällt, ist nicht nur eine schöne und gerechte Würdigung, sondern wohl das Beste, was je über Gotthelf geschrieben worden ist. Hätte Keller noch seine eigene Person, ebenso klar charakterisiert, in diese Kritik einbeziehen können, so besäßen wir die denkbar trefflichste Parallele zwischen den zwei markanten Schweizer Dichterprofilen.

Die Dorfszenen im „Grünen Heinrich“ vermögen in dieser Hinsicht freilich nur einen kleinen Beitrag zu liefern. Immerhin bieten auch sie vielerorts ein wesentlich anderes Bild als irgend einer der Ausschnitte aus dem Leben der Berner Bauern Gotthelfs. Auf den Einfluß des Berner Dichters muß vornehmlich die Tatsache des Einbezugs und der Ausgestaltung des Dorfmilieus zurückgeführt werden. Denn im ursprünglichen Plan waren die Dorfepisoden – wie schon erwähnt – nicht vorgesehen; sie sind erst Ende der vierziger oder ganz Anfang der

fünfziger Jahre eingeführt worden, also zur Zeit, da Keller sich intensiv mit Gotthelf beschäftigte. In der Art der Ausgestaltung dagegen mußte verschiedenes von vornherein eine Differenz bedingen.

Schon der Boden, auf dem sich die Dorfepisoden im „Grünen Heinrich" abspielen, ist ein anderer als bei Gotthelf. Dort der relativ lockere Organismus eines Zürcher Bauerndorfes, hier in den meisten Fällen der einzelne stolze Bauernhof. Dort eine freie, ungebundene Welt, in der sich Eltern und Kinder, Bauern, Lehrer munter und ohne Zwang bewegen; hier ein kleines Königreich, in dem Bauer und Bäuerin als Monarchen mit Meisterknecht und Meistermagd als Ministern schalten und walten. Dort eine kleine fröhliche Demokratie, hier das Prinzip der strengen familiären und sozialen Subordination.

Aus dieser Subordination ist es zu erklären, daß in den Werken Gotthelfs das Verhältnis zwischen Herr und Knecht, Herrschaft und Gesinde eine so große Rolle spielt. Keller berührt dieses Moment fast gar nicht; einmal fand es sich im Kanton Zürich meist nicht in dieser ausgeprägten Form, und zweitens hätte die stetige Betonung des Standesunterschiedes der demokratischen Natur des Dichters nicht zugesagt.

Anders geartet waren ferner die Menschen, welche der Zürcher und der Berner vor Augen hatten und denen sie ihre Figuren entnahmen. Hier die Berner Bauern, stolz, gemessen, verschlossen — dort die lebhaften, gesprächigen Glattfelder. Der Berner Bauer ein kleiner Herrgott, ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle — der Zürcher einfacher, weniger selbstherrlich, nicht mit so reichem Besitz gesegnet. Dort auch die großen Gegensätze zwischen Reich und Arm, die vielen Pacht- und Schuldenhöfe — hier alles gleichmäßiger verteilt. Zudem war es mit den intellektuellen und vielleicht auch mit den kulturellen Verhältnissen bei den Bewohnern Glattfeldens besser bestellt, als es in manchem Dorf des Emmentals der Fall sein mochte. Besaß doch Glattfelden schon 1827 eine regelrechte Elementar- und Realschule mit zwei Lehrern.

Neben diesen Gründen mehr objektiver Art waren es vor allem subjektive Verhältnisse und Veranlagung der beiden Dichter, die sie verschiedene Wege einschlagen ließen.

Jeremias Gotthelf war unbestreitbar ein großer Epiker. Aber er war nicht ein ebenso großer Künstler wie Keller. Zweitens war er Tendenzdichter, der auf ökonomische und moralische Wirkung ausging. Das zu wenig ausgebildete künstlerische Bewußtsein und das allzustark Tendenziöse haben ihn verhindert, Keller ebenbürtig zu werden. Nur

einmal hat er diese Momente völlig ausgeschaltet und stellt mit rein dichterischer Kraft ein menschliches Schicksal von packender Wirkung vor uns hin: „Elsi, die seltsame Magd".

Bitzius weilte als Pfarrer von Lützelflüh dreiundzwanzig Jahre in seinem Pfarrort. So schuf er stets aus seiner unmittelbaren Umgebung und Beobachtung heraus. Das mag mit schuld daran sein, daß er zu sehr in seinem Milieu, im Volk, in den Bauern drin steckt. Es ist für ihn die Welt seiner Dichtung. Keller dagegen weilte zur Zeit der endgültigen Fassung des „Grünen Heinrich" und des ersten Bandes der „Leute von Seldwyla" in Berlin. So vermochte er leichter sich über das Volk zu stellen; ihm ist es nicht die Welt seiner Dichtung, sondern nur ein Mittel seiner Kunst, ein Instrument, das er vortrefflich zu handhaben weiß. Bei Gotthelf fehlt die lokale Distanz zwischen Rezeption und Reproduktion sozusagen gänzlich; daher ist er mehr Realist als Keller, daher der Erdgeruch seiner Werke kräftiger. Er führt uns fast mit Behagen die schönen, fetten Misthaufen seiner Bauernhöfe, ein Zeichen des Wohlstandes, vor Augen; er macht uns ungeniert mit den intimsten Geheimnissen des Stalls und der verschiedenen landwirtschaftlichen Betriebe bekannt. Er scheut sich nicht, die Schattenseiten des Bauernlebens rückhaltslos aufzudecken: das „z'Liechtgehen", die damit verbundenen Schlägereien, das Trinken und Spielen der Bauern; ja selbst den Branntweingenuß der Frauen macht er zum Gegenstand einer Erzählung.[1]) Und hierin trifft sich sein Hang zum Naturalismus mit der moralischen Tendenz. Er will durch das Mittel der Abschreckung wirken. Er zeigt die bösen Folgen der verschiedenen Unsitten und warnt die Leute gleichsam mit erhobenem Finger: „Seht, so geht's, nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht dem gleichen Schicksal verfallt!" Er verfehlt aber anderseits nicht, auf die Früchte einer guten und wackeren Lebensführung hinzuweisen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß diese Früchte vielfach materielle sind: Wohlstand, ein schöner Bauernhof, usw. Denn für so und so viele Berner Bauern bedeutete dies das höchste Ideal.

Aber Gotthelf versteht auch zu idealisieren, wenn schon anders als Keller. Er greift einzelne Typen heraus, schnitzt aus ihnen wahre Prachtsfiguren und stellt sie als Muster hin: einen Uli, eine Käthi, ein Mädeli, einen Hans Joggeli u. a. m.

---

[1]) „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen."

Nicht nur moralisch, auch ökonomisch sucht er fördernd zu wirken. Er unterweist die Bauern, wie sie sparen müssen, wie sie den größten Nutzen aus ihrem Boden ziehen, wie sie die Arbeit rationell einteilen können. So tritt er in die Fußtapfen der Physiokraten.

Auch der Zürcher Dichter setzt insofern die Tradition der schweizerischen Dorfgeschichte fort, als er den utilitaristischen Zug nicht ganz verleugnet. Nur weiß er ihn so einzukleiden, daß er nirgends störend wirkt. Gottfried Keller bekennt sich für die volkserzieherische Seite seiner Kunst zu dem gleichen Leitmotiv, das Auerbach in „Schrift und Volk" aufgestellt hatte:

„Das Volk liebt es nicht, sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie sich das auch in anderen Bildungskreisen zeigt. Erst wenn sich die Ueberzeugung auftut, daß man in sich selbst neue Bekanntschaften machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben."

So eliminiert er von vornherein fast gänzlich die Schattenseiten des Dorflebens, indem er die Momente, die er in die Dichtung einbezieht, sorgfältig auswählt. Er berührt in seiner Darstellung weniger das physische Leben und Treiben der Bauern überhaupt, als die Mächte, die ihr psychisches Leben beherrschen, ihre intellektuellen Führer und ihre Vergnügungen. Gerade im „Grünen Heinrich" ist eigentlich von den Bauern selbst wenig die Rede. Heinrich, Anna, Judit, der alte und der junge Schulmeister sind die Hauptfiguren. Es ist wohl kein Zufall, daß die zwei Lehrer so in den Vordergrund gerückt sind und daß beide in ihrer Art als treffliche Menschen charakterisiert werden. Keller war es darum zu tun, auf diesen wichtigen intellektuellen Faktor des Dorflebens besonderes Gewicht zu legen.

Charakteristisch ist das Verhalten Gotthelfs gegenüber den Volksvergnügungen. Er läßt Uli z. B. an einem Hornusserfest[1]) teilnehmen, das aber in einer wüsten Wirtshauskeilerei ein böses Ende findet. Indem der Dichter dies ausdrücklich betont, verfällt er eigentlich — absichtlich oder unabsichtlich — in die Abschreckungstheorie. Keller hat diesen Punkt in der Besprechung von „Uli der Knecht" aufgegriffen und gegeißelt: „Er (Gotthelf) beschreibt dort ein gymnastisches Spiel der jungen Berner Bauernburschen und sagt selbst, es sei eines der

[1]) Hornussen: ein schweizerisches Spiel, am ehesten dem Schlagball zu vergleichen; statt des Balles wird eine kleine hölzerne Scheibe (der Hornuß) verwendet.

schönsten nationalen Spiele, welche an Sonntagen hin und wieder aufgeführt werden . . . . . Wenn irgend eine ehrbare Erholung aufzutreiben gewesen, so war es hier. Was tut aber Jeremias? Er läßt seinen Uli an dem Besuche dieses Volksfestes Schaden nehmen und rät hierdurch seinen jungen Lesern ernstlich ab, dergleichen Ergötzlichkeiten mitzumachen. Es wäre die Aufgabe des Dichters gewesen, allfällige eingeschlichene Roheiten und Mißbräuche im poetischen Spiegelbild abzuschaffen und dem Volk eine gereinigte und veredelte Freude wiederzugeben, da es sich nun einmal darum handelt, in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt wiederherzustellen durch die Schrift."[1])

Das beste Gegenbeispiel liefert der Zürcher Dichter selbst im „Grünen Heinrich". Mit der Schilderung des Tellenspiels wird er der Aufgabe, deren Nichterfüllung er Gotthelf vorwirft, aufs schönste gerecht.

Bitzius wäre ein solches Spiel ein Greuel gewesen. Seiner Ansicht nach konnte es nur verderblich wirken. Das spricht er im Hinweis auf das Hornussen deutlich genug aus: „Draußen trafen auf einer weiten Matte die Parteien zusammen und ordneten sich zum Spiele, das hundertmal schöner und tausendmal nationaler ist, als das fratzenhafte Komödienspielen, welches den Leib nicht übt, an dem die Seele nicht wohl lebt, welches eine leidige Nachahmung ist und Gelegenheit zum Faulenzen oder Hudeln gibt."[2])

Es hat den Anschein, als ob das Tellenspiel im „Grünen Heinrich" die Antwort auf diesen Ausfall sei. Schöner hätte Keller nicht entgegnen können.

Daß Keller das religiöse Element gänzlich unberücksichtigt läßt, ist erklärlich; des Pfarrers in seiner Funktion als solcher wird nirgends Erwähnung getan.

Die Figur im „Grünen Heinrich", die am ehesten etwas an Gotthelfsche Gestalten erinnert, ist die Judit. In ihr steckt etwas von dem stolzen und doch lustigen muntern Sinn der prächtigen Bernerinnen, wie sie uns dort entgegentreten.

In Kellers Dorfschilderung waltet etwas von der heiteren, wonnigen und doch hie und da herben Ruhe, die über den Bildern Hans Thomas lagert. Die Kunst der beiden Meister hat etwas Verwandtes. Die eine und andere Schöpfung des Schwarzwälders — man denke an „Großmutter und Enkel", „Der Dorfgeiger" — mutet wie ein Ausschnitt

---

[1]) Nachgelassene Schriften, Seite 114.
[2]) „Uli der Knecht", Kap. 6.

aus den Dorfkapiteln des „Grünen Heinrich“ an. Und wenn einer geschaffen, den poetischen Zauber dieses Werkes in die bildende Kunst umzusetzen, es im gleichen Geist zu illustrieren, so wäre es der Bauernsohn von Bernau. Gotthelfs Manier zu schildern hat dagegen in Anker einen kongenialen zeichnerischen Vertreter gefunden. Auch er zeigt genau die gleichen scharfen Striche, das Herbe, die Kraft und die eigenartige Schönheit, die den Darstellungen des Pfarrers von Lützelflüh eigen ist. Anker und Thoma verkörpern als Maler ungefähr den gleichen Gegensatz wie Gotthelf und Keller.

Bedeutend stärker als im „Grünen Heinrich“ macht sich der Einfluß Gotthelfs in „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ geltend. Der Unterschied kann kaum bloß auf äußere Umstände — hier selbständige Erzählung, dort nur Bruchteil eines größeren Ganzen mit dem Charakter einer künstlerischen Selbstbiographie — zurückgeführt werden. Auch „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ wurde in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre niedergeschrieben, also ebenfalls in der Zeit, da die Rezensionen über Gotthelf erschienen. Das Dorfbild, das der Dichter hier entrollt, ist entschieden realistischer gehalten, als das im „Grünen Heinrich“. Die Sprache ist markiger; sie zeigt stellenweise Kraftausdrücke, die Gotthelf Ehre machen würden. Gleich die „Lumpenhunde“ am Anfang sind ein Müsterchen. Manz und Marti sind typische Bauerncharaktere, stolz, selbstbewußt, starrsinnig; sie mahnen durchaus an manche Bauerngestalten Gotthelfs. Ihr Besitz sind zwei schöne Heimwesen, zwei „habliche Höfe“. An Gotthelf erinnert die abschätzige Beurteilung der Schreiber und Advokaten, der „Steckleinspringer“; der ganze Prozeßhandel, die Figur des heruntergekommenen Wirtes, das brutale Moment des Kampfes zwischen den zwei Alten.

Gehen Gotthelf und Keller als „Dorf- und Bauerndichter“ von verschiedenen Ausgangspunkten aus, so treffen sich ihre Wege mehr als einmal.

Beide durchdringen als vortreffliche Beobachter mit scharfen Augen das Volksleben bis ins kleinste; beide suchen, entflammt für das Gute und Edle, in inniger Liebe zur Heimat und ihren Bewohnern das Gesunde im Volke zu wecken, zu befestigen und die stolze Kraft, die ihm innewohnt, in gedeihliche Bahnen zu leiten.

Schluß.

Die Dorfszenen im „Grünen Heinrich" sind aus einem Milieu und aus Eindrücken herausgewachsen, die von dem idyllischen Zauber, welchen der Dichter darüber ausgegossen hat, wenig ahnen lassen. Und doch sind diese Eindrücke bedeutsam geworden, nicht nur für den „Grünen Heinrich", sondern für das ganze Dichterwerk des Meisters. Sie bilden mit die Fäden, in welchen die Wechselbeziehungen seiner reichen Kunst mit dem realen Leben und mit der Heimat verkörpert sind. Sie sind mit Beweis, wie sich der Dichter aus dem mächtigen Schacht des Alltagslebens seine Stoffe holt. Aber, was er zu Tage fördert, ist rauhes Erz, und nur ein so mächtiger Meister und Gestalter wie er vermag es zu formen und zu schmieden, daß das reich gegliederte Kunstwerk entsteht, welches jetzt vor unseren Augen prangt.

Wie das – namentlich früher – nicht erkannt und gewürdigt wurde, zeigt das Urteil Karl Gutzkows. Er schrieb nach dem Erscheinen des ersten Bandes der „Leute von Seldwyla" mit einem unverkennbaren Seitenblick auf den „Grünen Heinrich": „Gottfried Keller ist ein Schweizer und gibt sich schon seit geraumer Zeit in unserer Literatur mit einer gewissen Sondertümlichkeit. Er gehört zu den neueren Autoren, die von der fast ausschließlichen Wendung unserer Literatur zur Erzählung und zum provinzialen Kolorit derselben den Vorteil gezogen haben, daß sie nur im Tone ihrer Heimat zu reden und ihre Jugendeindrücke auszubeuten haben, um sogleich am Parnaß eine zuvorkommende Begrüßung zu erfahren. Auch er besitzt ein reichgefülltes Gedächtnis mit allerhand Schnurren und Schnaken und Schwänken, von seltsamen Abenteuern, Menschen und Erlebnissen aus seiner Gegend her."

Dem halte man entgegen, was Adolf Frey in seinen „Erinnerungen" von Keller erzählt: „Er, hinter dessen schön gewölbter Stirn das Geschick eine so unendlich reiche Schatzkammer der Erfindung gelegt hatte, empfand es, daß Rezensenten und Verehrer da und dort in seinen Werken nur ein Abschreiben der Wirklichkeit oder lediglich Ausschöpfung der Quellen annahmen, wo er ganz frei erfunden oder eine magere Ueberlieferung mit gesegneter Fülle ausgestattet hatte."

Wichtigste Hülfsliteratur.

I. Teil.

Baechtold, Jakob: Gottfried Kellers Leben. Vierte Auflage. Berlin 1895.
Frey, Adolf: Gottfried Kellers Frühlyrik. Leipzig 1909.
Frey, Adolf: Erinnerungen an Gottfried Keller. Zweite Auflage. Leipzig 1893.
Näf, Arnold: Geschichte der Kirchgemeinde Glattfelden. Bülach 1863.
Diener, Heinrich: Geschichte der Gemeinde Oberglatt. Zürich 1863.
Wild, Alb.: Am Zürcher Rhein. (Taschenbuch für Eglisau.) Zürich 1883/84.
Dändliker, Karl: Geschichte von Rorbas. Bülach 1870.
Strickler, Joh.: Geschichte von Horgen. Horgen 1882.
Finsler, Georg: Zürich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Zürich 1878/80.
Lavater, Joh. Kaspar: Zürich am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Zürich 1801.
Meyer v. Knonau, Gerold: Gemälde der Schweiz: Der Kanton Zürich. St. Gallen und Bern 1834.
Messikommer, Heinrich: Aus alter Zeit (Sitten und Gebräuche im Zürcher Oberland). I. und II. Teil. Zürich 1909.
Dändliker, Karl: Geschichte von Stadt und Kanton Zürich. I. Band. Zürich 1908.
Scherr, Thomas: Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthaltes im Kanton Zürich, 1825—1839. St. Gallen 1840.
Werdmüller, Anton: Merkwürdigkeiten von Stadt und Landschaft Zürich (Memorabilia Tigurina): Zürich 1780/90.
Zinn, Aug.: Die öffentliche Irrenpflege im Kanton Zürich. Zürich 1883.
Hirzel, Paul: Aberglauben im Kanton Zürich. Zürich 1898.
Herrliberger, David: Zürcherische Kleidertrachten. Zürich 1749.
Wirz, Kaspar: Etat des zürcherischen Ministeriums. Zürich 1890.
Republikaner Kalender. Jahrgänge 1834—1854.
Züricher Bote, herausgegeben von Felix Escher. Jahrgang 1845.
Neuer Zürcher Kalender. Jahrgänge 1840—1843.
Zürcher Kalender von David Bürkli. Jahrgänge 1830—1850.
Hunziker, Jakob: Das Schweizerhaus. Aarau 1900.
Brun, Karl: Gottfried Keller als Maler. (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1894.)

Ferner Mitteilungen von:

Herrn Prof. Adolf Frey in Zürich,
„ Hauptmann Keller in Glattfelden,
„ Pfarrer Bühler „ „
Frau Barbara Keller „ „
Herrn Walder, Zivilstandsbeamter, in Glattfelden,
„ Hans Meier, Lehrer, in Glattfelden,

Herrn Heinrich Moser in Zürich III,
" Prof. Dändliker † in Küsnacht,
" Prof. Meyer v. Knonau n Zürich V,
" Prof. Rudolf Hunziker in Winterthur,
" Pfarrer Wind in Jonen.

II. und III. Teil.

Baechtold, Jakob: Gottfried Kellers Leben. Vierte Auflage. Berlin 1895.
Frey, Adolf: Gottfried Kellers Frühlyrik. Leipzig 1909.
Frey Adolf: Erinnerungen an Gottfried Keller. Zweite Auflage. Leipzig 1893.
Baldensperger, Fernand: Gottfried Keller, sa vie et son œuvre. Paris 1899.
Köster, Albert: Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen. Leipzig 1900.
Leppmann, Franz: Vergleichungen der beiden Fassungen des „Grünen Heinrich". Berliner Dissertation. Berlin 1902.
Leyh, Georg: Studien zur Technik der Erzählung in Gottfried Kellers Novellen. Berliner Dissertation. Ansbach 1903.
Brunner, Paul: Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik. Zürich 1906.
Preitz, Max: Gottfried Kellers dramatische Bestrebungen. Marburg 1909.
Hochfeldt, Hans: Psychologisches und Physiologisches aus der deutschen Schweiz. Leipzig 1898.
Mauthner, Fritz: Von Keller bis Zola. Berlin 1887.
Kirchner, Friedrich: Gründeutschland. Wien 1893.
Hallgarten, Robert: Die Anfänge der schweizerischen Dorfgeschichte. München 1906.
Huch, Ricarda: Gottfried Keller (Die Dichtung, Bd. IX). Berlin 1904.
Stoeßl, Otto: Gottfried Keller (Die Literatur, Bd. X). Berlin 1904.
Brahm, Otto: Gottfried Keller. Berlin 1883.
Kübler, Jakob: Drei Novellen: Sternkraut, Postillenreiter, Barackenoberst. Winterthur 1881.
Stocker, Franz: Das Volkstheater in der Schweiz. Aarau 1893.
Zollinger, Max: Eine schweizerische Nationalbühne? Aarau 1909.
Geiser, Karl: Land und Leute bei Jeremias Gotthelf. (Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft Bern 1898.)
Bettelheim, Anton: Berthold Auerbach. Stuttgart 1907.
Mörikofer, Joh. Caspar: Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1861.
Walzel, Oskar: Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizer Dichtung. Stuttgart 1908.

Lebensabriß

von

Fritz Hunziker.

Ich wurde am 3. Dezember 1886 als Sohn des damaligen Rektors der kantonalen Industrieschule, Prof. Fritz Hunziker, in Zürich geboren. Nachdem ich die sechs Klassen der städtischen Primarschule durchlaufen hatte, besuchte ich vom Frühjahr 1899 an das kantonale Gymnasium in Zürich; an dieser Anstalt bestand ich im Herbst 1905 die Maturitätsprüfung. Hierauf studierte ich während neun Semestern an der Universität Zürich Germanistik und Geschichte; ich hörte Vorlesungen über Geschichte der deutschen Literatur und Sprache, Aesthetik der Poesie, allgemeine Geschichte und zürcherische Geschichte bei den Professoren Frey, Bachmann, Meyer von Knonau, Dändliker, Stiefel, Schwyzer; den Privatdozenten Pestalozzi, Wreschner und Haene.

Am Anfang des zehnten Semesters absolvierte ich den schriftlichen Teil des Doktorexamens und begab mich dann nach München, um dort neben der Vorbereitung auf das mündliche Examen Kollegien bei den Professoren Streitberg, Heigel und Brentano zu besuchen.

Nachdem ich im Juli 1910 den mündlichen Teil des Examens bestanden hatte, ließ ich mich zur weitern Ausbildung für das Wintersemester in Berlin immatrikulieren und hörte literar- und sprachgeschichtliche, historische, nationalökonomische und kunsthistorische Vorlesungen bei Erich Schmidt, Roethe, Delbrück, Lenz, Wagner, Schmoller, v. Wilamowitz, Wölfflin.

Für manche Anregung und Förderung schulde ich vor allem meinen verehrten Lehrern Frey, Bachmann und Meyer von Knonau großen Dank.